Band 887 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Horror-Pendel

Band 887 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Das Horror-Pendel

John Sinclair Nr. 887

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 04.07.1995

Titelbild von Maren / Clemente

Sinclair Crew

Das Horror-Pendel

Das Haus – das Haus – das verdammte Haus! Es lockte, es war immer da in seinen Gedanken, in seinem Innern, einfach überall. Es hämmerte in seinem Kopf. Es war wie ein Uhrwerk mit mächtigen Schlägen, die nur ein Wort kannten. Das Psycho-Haus!

Komm zu mir. Du gehörst mir! Du hast mich gesehen, du hast mich betreten, du hast mich durchforstet, du hast mich gefühlt und gespürt. Du bist mein Held, du bist mein Bewohner, du bist das Öl für meinen Motor.

Zu mir! Zu mir! Immer wieder nur zu mir…

Es hörte nicht auf. Es war da. Immer und immer wieder. Es sollte auch nicht aufhören, nie und nimmer.

Heinz Hollmann stöhnte. Die Gedanken waren verrückt. Sie glichen einer Folter, sie malträtierten ihn und schlugen auf ihn ein.

Böse und grauenhaft, mal stärker, mal schwächer, und der Mann begriff die Welt nicht mehr. Wieso ließ ihn dieses verdammte Haus nicht in Ruhe und quälte ihn, als wäre es ein lebendiges Wesen?

Das war es nicht.

Es war eine Attraktion von vielen. Es stand auf dem Jahrmarkt, mitten in Hamburg. In der kalten Zeit. Es war eine Konkurrenz zu den Geisterbahnen, gut gemacht, und man konnte den Schrecken besonders intensiv erleben, denn man fuhr nicht hindurch, sondern ging zu Fuß.

Der Schrecken basierte auf optischen und elektronischen Täuschungen, das wußte auch Heinz Hollmann. Er hatte sich den Spaß erlaubt und war mit seinen Kollegen noch nach dem Kegelabend über den Hamburger Dom gegangen. Dabei hatten sie auch das Psycho-Haus durchwandert und sich köstlich amüsiert, aber auch einen kalten Schreck bekommen.

Heinz Hollmann stand auf.

Die Stimmen in seinem Kopf wollten nicht aufhören. Sie hatten sich selbständig gemacht, sie waren ein Gebilde, das sich aus zahlreichen Einzelheiten zusammensetzte und deren Ziel die einzige Lockung war, das Haus zu betreten.

Noch einmal zu betreten.

Allein hinzugehen!

Der fünfunddreißigjährige Mann dachte nicht im Traum daran, seine Frau zu wecken. Sie schlief in einem anderen Zimmer, weil sie sein Schnarchen nicht vertragen konnte. Nach einem Kegelabend schnarchte er immer. Es mußte wohl am Bier liegen, das stets reichlich floß.

Er zog sich an und tat es mit sicheren Bewegungen, ohne weiter darüber nachzudenken. Als er die Lederjacke mit dem Fell vom Bügel rutschen ließ, sie über seine Schultern legte und wenig später die Wohnung verlassen hatte, da blieb er für einen Moment neben dem Lichtschalter stehen.

Heinz überlegte.

Er tat etwas, was er im Prinzip nicht tun wollte. Jemand oder eine Macht hatte ihn dazu gezwungen. Aus freien Stücken hatte er die Wohnung nicht verlassen. Das Haus war es, das ihn gelockt hatte, seine Stimme – wirklich die des Hauses?

So schwer es ihm auch fiel, er mußte zugeben, daß dieses Haus mit seiner Ausstrahlung stärker war als er.

Er machte Licht.

An seine Frau dachte er nicht mehr. Sie würde sich nur wundern, wenn sie am nächsten Morgen erwachte und ins Schlafzimmer zurückkehrte. Dann würde sie sein Bett leer vorfinden, und sie würde sich auch in den folgenden Stunden darüber wundern, daß ihr Mann nicht mehr zurückkehrte.

Genau das war es.

Er wußte es schon jetzt. Er hatte einen neuen Freund oder einen

neuen Feind gefunden. So genau war er sich darüber nicht im klaren, aber es würde sich in dieser Nacht herausstellen.

Sein Wagen stand vor dem Haus in einer Parktasche. Noch hatte sich kein Eis auf der Karosserie gebildet, eine halbe Stunde später würde der Opel Vectra anders aussehen.

Die Straße schwieg.

Sie gehörte zu einer ruhigen Wohngegend. Um zwei Uhr in der Früh hielt sich niemand mehr im Freien auf, besonders nicht in einer kalten Winternacht im Dezember.

Er stieg ein. Das Lenkrad war kalt. Es machte Hollmann nichts aus. Den Schlüssel hielt er bereits parat.

Wenig später startete er.

Er fuhr aus der Lücke. Er lächelte dabei, denn er dachte an das Haus wie an einen guten Freund…

***

Der Wind schaufelte den eisigen Hauch über die Elbe hinweg und auchüber einen Platz, dem sämtliche Illusionen genommen worden waren. Der berühmte Dom »schlief«.

Keine Lichter mehr. Abgedeckte Buden und Stände. Das Riesenrad stand wie ein kreisrundes Knochengerüst da, erstarrt, eingeschlafen und mit sich träge bewegenden Gondeln, die der kalte Winterwind streichelte. Kein Licht, keine Farben. Die Monstren an den Geisterbahnen hatten sich ebenso zur Ruhe gelegt wie die zahlreichen Karussells, und die in den Himmel ragende Bahn mit den drei Loopings sah aus wie ein mächtiges, deformiertes Skelett.

Durch die Wege und Straßen zwischen den Freß-, Los- und Spielbuden wehte der Wind, rüttelte an Abfallkörben, spielte mit Papier und Dosen, die einfach weggeworfen waren, und brachte noch den Geruch von kaltem Fett und Gegrilltem mit.

Am Tag und vor allen Dingen am Abend war der Dom eine Wunderwelt für sich. Mit dem Erlöschen der Lichter war die große Kirmes des Nordens in einen tiefen Schlaf versunken und bildete nicht mehr als eine unheimliche Kulisse.

Auch dort, wo die Wohnwagen und Wohnmobile der Schausteller ihren Platz gefunden hatten, brannten kaum Lichter. Die Menschen hatten einen stressigen Tag hinter sich. Sie waren froh, einige Stunden Ruhe zu haben.

In den nächsten Tagen würde der Rummel noch stärker werden, denn ein Samstag und ein Sonntag standen bevor. Da kein Regen angesagt war, hofften die Schausteller auf gute Geschäfte und träumten sicherlich mehr vom Klingeln der Kassen als von der Musik an den Attraktionen und Schaubuden.

Nicht mal Hunde liefen über den freien Platz, dafür aber ein

einsamer Mann, der seine Hände tief in den Jackentaschen vergraben hatte. Den Kragen der Jacke hatte er hochgestellt, trotzdem fror er an den Ohren.

Es war Wahnsinn, was er hier tat. Das wußte er. Nur war der andere Gedanke in ihm stärker. Er peinigte ihn, er trieb ihn voran, beherrschte sein Denken.

Das Haus lockte stärker denn je. Er spürte seine Nähe, er hörte es atmen, es war wie ein Stöhnen in seinem Kopf. Ein Haus, das lebte oder in dem etwas lebte. So genau wußte er es nicht.

Heinz Hollmann wollte auch nicht über seinen ersten Besuch mit den Kegelfreunden nachdenken. Da war alles noch harmlos gewesen, ein Gruselspaß, mehr nicht, über den sie gelacht hatten, nachdem sie sämtliche Geisterbahnen durchfahren hatten, denn ihnen allen hatte es Spaß gemacht, in das Reich des Schreckens einzutauchen.

Und nun…?

Er wußte es nicht mehr. Das Haus ließ ihn nicht los. Seit er das Gelände betreten hatte, hämmerten die Botschaften noch stärker durch seinen Kopf, und Hollmann wußte auch, daß er nicht weit zu gehen hatte. Er drehte den Kopf. Der scharfe Wind hatte seine Augen tränen lassen.

Er zog die Nase hoch, ging noch einige Schritte weiter, schaute sich um, aber niemand war da, der ihn beobachtet hätte.

Bei diesem kalten Wetter blieb man zu Hause.

Jeder Schritt kam ihm schwer vor. Jetzt, wo er dicht vor dem Ziel stand, spürte er plötzlich die andere Kälte in seinem Innern. Er wußte sie zunächst nicht zu erklären, bis er auf den Gedanken kam, daß es die Furcht war, die in ihm lauerte. Eine klebrige Furcht, die höher und höher stieg, die dafür sorgte, daß ihm die Kehle eng wurde, so daß er Schwierigkeiten bekam, die kalte Luft einzuatmen.

Etwa fünf Meter vor dem Haus blieb er stehen und schaute es sich genau an.

Auch tagsüber sah es düster aus. Das lag allein an der schwarzen Fassade und an den raffiniert angebrachten Lichtern, die nur bestimmte Stellen anleuchteten, ansonsten überwogen die grauen Schatten. Es war dem Haus nachempfunden worden, das wohl jeder Kinogänger aus den Psycho-Filmen kannte.

Hoch, auch breit und verschachtelt. Die zahlreichen Erker und Vorbauten waren nur Dekoration.

Fenster waren nur imitiert. Lautsprecher sahen aus wie große Ohren. In der Nacht blieben sie still. Am Tag jedoch flossen aus ihnen die schrecklichsten Schreie und Geräusche, immer wieder unterbrochen von einer dumpfen Männerstimme, die die Besucher für vier Mark Eintritt in die Hölle lockte, wo es kein Entrinnen mehr gab.

Hollmann hatte mal darüber gelächelt. Jetzt tat er es nicht mehr.

Er stand da und ließ seine Blicke an der breiten Fassade entlanggleiten, als suchte er etwas Bestimmtes, das ihm den weiteren Weg wies. Die fremden Gedanken und Botschaften waren aus seinem Kopf verschwunden. Er fühlte sich plötzlich leer und ausgesaugt.

Wie jemand, der keine Lust mehr hatte, sich über alltägliche Probleme Gedanken zu machen.

Leer und verlassen.

Wie auch das Kassenhaus an der rechten Seite. Zu ihm führte eine dreistufige Holztreppe hoch. Man löste einen Chip, ging nach links in den Gitterweg hinein, der mit einigen Kurven wie ein Schlangengang auf den Eingang zuführte, eine dunkle Tür, die sich dann automatisch öffnete.

Der Frost hatte auf dem Handlauf der Gitter eine silbrige Frostschicht hinterlassen. Die Kälte nahm in den frühen Morgenstunden immer zu. Über dem Jahrmarkt stand ein klarer Himmel mit funkelnden Sternen.

Eine kalte Nacht. Frostig, still. Nur von der Straße her drangen die Geräusche der vorbeifahrenden Autos an seine Ohren, sie störten Hollmann aber nicht.

Komm!

Es war wie ein Hammerschlag, der ihn traf. Er hatte schon mit dem Gedanken gespielt, sich wieder zurückzuziehen und nach Hause zu fahren, als ihn der Lockruf erwischte.

Komm!

Jetzt wieder. In seinem Kopf hallte der Befehl nach wie ein kräftiger Glockenschlag. Heinz Hollmann schüttelte sich, ohne den Gedanken vertreiben zu können.

Er starrte wieder gegen die dunkle Fassade, an der nicht mal das Licht einer Notbeleuchtung schimmerte.

Komm!

Der dritte Befehl klang noch stärker, und Heinz Hollmann konnte nicht mehr widerstehen. Ihm war kalt, er bewegte seine Beine nur mühsam, stieg wenig später die Stufen der Holztreppe hoch, die der Frost schon glatt gemacht hatte, passierte das Kassenhaus und wandte sich nach links.

Er marschierte durch den Gittergang. Allein. Er fühlte sich auch allein und trotzdem wie unter einer Kontrolle stehend, denn andere Mächte und Kräfte wirkten auf ihn ein.

Das Haus wollte ihn. Es wollte ihn schlucken wie ein Ofen den Kuchen. Es brauchte ihn, es brauchte Leben, und während er ging, hörte er die dumpfen Schläge in seinem Kopf, als läge hinter den imitierten Mauern ein gewaltiges Herz, das ununterbrochen pochte, wobei sich dessen Echos in seinem Kopf trafen.

Er ging den normalen Weg mit kleinen Schritten. Seine Hände glitten über das kalte Metall hinweg, und Hollmann spürte die kleinen

Eiskristalle über seine Flächen schaben und auch schmelzen.

Dann stand er vor der Tür!

Schwarz war sie. Schon tagsüber sah sie dunkel und unheimlich aus. Jetzt, in der Nacht, war sie noch finsterer, kaum zu erkennen.

War sie verschlossen?

Sie hätte verschlossen sein müssen, das wäre normal gewesen, aber sie war es nicht. Hollmann hatte bereits den Arm angehoben, als er dicht vor sich das Knarren hörte, und beide Flügel bewegten sich nach innen.

Heinz Hollmann war willkommen – willkommen im Schrecken des Psycho-Hauses.

Er trat ein…

***

Der Taxifahrer schrieb die Quittung, reichte sie dem neben ihm sitzenden Fahrgast, der einen kurzen Blick darauf warf und die Summe auf fünfundzwanzig Mark aufrundete.

»Danke.«

»Keine Ursache.«

Harry Stahl bekam das Wechselgeld in die Hand gedrückt, stieg aus, was einfach war, denn der Portier des vornehmen Hotels »Atlantic« hielt ihm die Tür auf und gleichzeitig seinen grauen Zylinder gut fest, denn es wehte eine steife Brise.

»Sie haben Gepäck, mein Herr?«

»Einen Koffer – Moment.« Das gute Stück, es stammte noch aus alten DDR-Zeiten, stand auf dem Rücksitz. Stahl öffnete die Tür, übergab, den Koffer einem herbeieilenden Pagen, der ihn die Treppen hinauftrug, auf die Drehtür zu, hinter der die Halle des Hotels lag. Eine andere, eine gediegene Welt, in der das Leben nach einem perfekten Rhythmus ablief, wie es sich für ein Hotel der Extraklasse geziemte.

Harry Stahl wurde an der Rezeption freundlich begrüßt, und er erklärte, daß auf seinen Namen ein Zimmer reserviert worden war.

»Einen Moment bitte, ich schaue nach.« Die freundliche junge Frau mit den blonden Haaren warf einen Blick auf den Bildschirm, drückte ein paar Tasten, nickte, zog die Anmeldung hervor, die bereits ausgefüllt ausgespuckt worden war und von Harry nur noch unterschrieben werden mußte.

Er erhielt seinen »Schlüssel«, eine Codekarte, außerdem ein kleines Informations- und Begleitheft, das in jede Hemdtasche paßte. Man wünschte ihm in Hamburg einen angenehmen Aufenthalt, doch Harry hatte noch eine Frage.

»Für mich ist nicht zufällig eine Nachricht hinterlassen worden?«

»Leider nein, mein Herr.«

Er lächelte. »Ich bin froh, das man noch nichts von mir will. Dann habe ich noch etwas Zeit für mich.«

»Das freut mich.«

Die beiden Fahrstühle lagen hinter ihm. Er brauchte sich nur umzudrehen und wenige Schritte zu gehen, um sie zu erreichen.

Der Page hielt sich an seiner Seite. Er trug den Koffer und fuhr mit Harry Stahl hoch in den vierten Stock, wo das für ihn reservierte Zimmer lag.

Harry Stahl war beeindruckt, als er den Lift verließ, ein mit wertvollen Teppichen ausgelegtes Foyer betrat, von dem die breiten Gänge abzweigten.

Die beiden Männer mußten sich nach links wenden. Zu beiden Seiten sah Harry die hell gestrichenen Türen, die großen Ölgemälde an den Wänden, Zeugen der Stadtgeschichte, große Persönlichkeiten. Alle Gemälde hatten etwas mit dem Meer und der Schiffahrt zu tun, denn dieses Hotel, auch das weiße Schiff an der Alster genannt, hatte schon vor Jahrzehnten betuchte Passagiere beherbergt, die eine Atlantikpassage gebucht hatten.

Der Page öffnete ihm die Zimmertür, stellte den Koffer ab und kassierte ein Trinkgeld. Er verabschiedete sich mit einem Lächeln und mit freundlichen Worten.

Harry Stahl war allein und schaute sich um. Man hatte ihm sogar ein Doppelzimmer gegeben, sehr nobel von der Firma, für die er seit einigen Monaten arbeitete.

Er wußte nicht genau, wer hinter der Organisation steckte. Jedenfalls hatte sie etwas mit der Regierung zu tun, aber nichts mit dem Job des Kommissars, den er früher, vor und nach der Wende, ausgeübt hatte. Später hatte man ihn reingelegt, es war zu einer Suspendierung gekommen, und da wäre der Kommissar fast abgerutscht, bis ein gewisser Gregor Schmidt bei ihm aufgetaucht war und ihm einen Fall übertragen hatte, an den er gar nicht gern zurückdachte.

Jedenfalls hatte er den Fall zusammen mit seinen englischen Freunden Sinclair und Suko gelöst, und es war gleichzeitig die Feuerprobe für ihn gewesen, denn Schmidt hatte ihm von einem neuen Job in einer Organisation berichtet, die etwas mit der Regierung und dem deutschen Geheimdienst zu tun hatte, in gewisser Weise aber namenlos war. Erst später hatte Harry Stahl herausgefunden, daß sich diese Organisation um Fälle kümmerte, die rätselhaft und nicht lösbar gewesen waren. So ähnlich, wie es bei seinem Freund John Sinclair der Fall war, obwohl Harry Stahl nicht nur mit Dämonen oder Geistern zu tun hatte, sondern ganz normalen Gangstern nachjagte. Ab und zu passierte es dann doch, daß er sich auch um Dinge kümmern mußte, die in den Bereich des Okkulten hineinreichten. Man hatte herausgefunden, daß Harry Stahl bereits in

seinem alten Beruf damit konfrontiert worden war, und diese Erfahrungen wollte man sich zunutze machen.

Harry bekam ein gutes Gehalt, er wohnte nach wie vor in Leipzig, aber er war viel unterwegs und hatte es trotz allem nicht geschafft, den inneren Kreis der Organisation zu durchleuchten. Er kannte nur die Namen einiger Kontaktpersonen und glaubte nicht mal daran, daß sie echt waren. Sein Nachfragen war nur mit Kopfschütteln oder Schulterzucken beantwortet worden. Letztendlich war es ihm dann auch egal gewesen, ob er nun vom Innen- oder Außenministerium der Bundesrepublik bezahlt wurde, oder aus einem geheimen Sonderfond.

Er tat seinen Job, man war mit ihm zufrieden, und man hatte ihn hier nach Hamburg in das Hotel »Atlantic« bestellt, um mit ihm über die neue Aufgabe zu reden.

Es war keine Zeit ausgemacht worden, und Harry hoffte, daß es noch dauern würde. Er war ein wenig müde, da er in der letzten Nacht noch an einem Bericht gearbeitet und anschließend nur wenig geschlafen hatte, denn der Flieger nach Hamburg war schon sehr früh gestartet. Er hatte sich nach der Landung in die Stadt bringen lassen, in einem Café gefrühstückt und war danach zum Hotel gefahren.

Stahl durchwanderte das Zimmer. Er kam an einem Spiegel vorbei, blieb stehen und grinste sich selbst zu.

Vor einigen Monaten hatte er noch anders ausgesehen, doch diesmal war er mit sich zufrieden. Der neue Job und die erfahrene Anerkennung hatten sich auch in seinem Aussehen niedergeschlagen.

Die Wut und die Verzweiflung waren aus den Augen verschwunden, die dicken Ringe darunter ebenfalls, nur das Haar war grauer geworden, aber daran wollte er auch nichts ändern. Er trug bessere Kleidung, er fuhr einen Wagen, dessen Unterhalt der Staat bezahlte. Seine Wohnung in der Leipziger Innenstadt war renoviert worden, und er hatte auch wieder den Kontakt zu den alten Kollegen aufgenommen, die ihm hin und wieder Hilfestellung leisteten und sich darüber freuten, daß er als Ossi einen neuen Job bekommen hatte, obwohl sie nicht genau wußten, was er tat..

Harry hatte gelächelt und geschwiegen, wenn sie Fragen stellten.

Er packte seinen Koffer aus, stellte den Kulturbeutel in das helle Bad, in dem wirklich Platz genug für zwei Personen war, wusch seine Hände und dachte daran, sich die Zeit zu vertreiben, indem er eine Weile in die Glotze schaute.

Dazu kam es nicht mehr. Das Telefon meldete sich, Harry hob ab und lauschte der neutral klingenden Männerstimme, die ihn bat, in die Halle zu kommen, wo man ihn erwartete. »Ich sitze etwas im Hintergrund, in der Nähe des Kamins.«

»Ich komme.«

Einen Namen hatte Harry nicht gehört, aber daran hatte er sich in

seinem Job gewöhnt, denn er hatte zu oft mit verschiedenen Kontaktleuten zu tun. Harry zupfte seine Krawatte zurecht, die er zur braunen Jacke und zur beigefarbenen Hose trug, fand sich gut, nahm die Codekarte und verließ das Zimmer.

Diesmal benutzte er die Treppe. Es war schon ein tolles Gefühl, durch das Treppenhaus dieses gewaltigen Luxus-Hotels zu gehen, in dem die Gediegenheit vorherrschte, aber kein Prunk und wirklicher Luxus. Das fing bei den herrlichen Blumen an, die allesamt ein vorweihnachtliches Flair verbreiteten, so hatte man Tannen- und Kiefernzweige mit roten Schleifen geschmückt und ließ prächtige Weihnachtssterne in ihrem satten Rot leuchten.

Harry schritt an der Rezeption vorbei, wandte sich nach rechts in die Halle und schaute für einen kurzen Moment zur Bar und in den dahinterliegenden prächtigen Innenhof.

Der Kontaktmann erwartete Harry in der Nähe des Kamins. Er saß in einem braunen Ledersessel und winkte kurz, als Stahl auf ihn zuging. Dann stand er auf und bedeutete Harry, bei ihm Platz zu nehmen. Vorgestellt hatte er sich als Herr Brinkmann, was sicherlich nicht sein echter Name war. Harry nahm den Geruch des frischen Tannengrüns wahr, der sich mit dem Duft des Kaffees mischte, den ein Kellner servierte.

Harry bestellte ebenfalls eine Kanne Kaffee, was Brinkmann mit einem Nicken zur Kenntnis nahm. »Er ist hier wirklich gut, das kann ich Ihnen versichern.«

»In diesem Hotel ist sowieso alles optimal.«

»Stimmt. Sie sind zum erstenmal hier?«

»Ja.« Brinkmann lächelte. »Bestimmt nicht zum letztenmal. In ihrem Job werden sie in vielen Hotels wohnen, das kann ich Ihnen versichern.« Brinkmann sprach nicht sehr laut, eher leise, aber gut verständlich. Er war ein Mann mittlerer Größe, trug einen aschgrauen Anzug, ein weißes Hemd, dazu eine dezent gestreifte Krawatte und fiel ansonsten nicht auf. Ein grauer Mäuserich mit sorgfältig gescheiteltem grauen Haar und einem Durchschnittsgesicht.

Man übersah Menschen wie Brinkmann einfach.

»Nun ja, Herr Stahl, Sie werden sich gewundert haben, daß wir Sie nach Hamburg kommen ließen, aber ich will Ihnen gleich sagen, daß diese Stadt in den nächsten Tagen wohl ihr Zuhause bleiben wird, denn die Fälle, um die es geht, haben sich allesamt hier in Hamburg abgespielt.«

»Fälle?«

»Ja.« Da Harrys Kaffee serviert wurde, unterbrach Brinkmann seine Rede und sprach erst weiter, als sich der Ober zurückgezogen hatte. Brinkmann hatte die Hände ausgestreckt und die Fingerspitzen gegeneinander gelegt. Die Ellenbogen stützte er auf seine

Oberschenkel. »Wie ich schon erwähnte, es geht um Fälle, die hier in Hamburg vorgefallen sind und in diesem Jahr auch einen akuten Nachfolger bekommen haben.«

Stahl runzelte die Stirn. »Kann es sein, daß Sie noch in Rätseln sprechen, Herr Brinkmann?«

»Bestimmt.« Er zeigte ein dünnes Lächeln. »Ich werde sofort konkreter werden. Uns ist aufgefallen, vielmehr dem Computer, daß in den vergangenen fünf Jahren in einem bestimmten Moment, im Dezember, immer wieder Menschen verschwunden sind. Sie können einwerfen, daß das in einer Millionenstadt nicht ungewöhnlich ist, ich würde Ihnen auch recht geben. Nur wenn man sich die Vita der Verschwundenen anschaut, dann kann man nur mit dem Kopf schütteln, denn diese Männer hatten einfach keinen Grund, ihre Frauen, Kinder, sprich Familien im Stich zu lassen. Sie lebten, wie man so schön sagt, in geordneten Verhältnissen, aber sie verschwanden und tauchten nie wieder auf. Weder als Lebende noch als Tote.«

Harry probierte von seinem Kaffee, war zufrieden und meinte dann: »Die Elbe hat doch eine kräftige Strömung…«

»Daran haben wir natürlich auch schon gedacht, Herr Stahl, aber es ist keine Leiche angeschwemmt worden, auf die die Beschreibung eines der Verschwundenen gepaßt hätte.«

Stahl schaute in die Flammen. Sie huschten über das Holz wie Geister. »Sprachen Sie von fünf verschwundenen Personen?«

»Ich muß mich korrigieren. Es sind mittlerweile sechs. Es liegt noch eine Vermißtenanzeige vor. Es handelt sich ebenfalls um einen Mann. Er heißt Heinz Hollmann und hat seine Wohnung mitten in der Nacht verlassen, ohne seiner Frau Bescheid zu geben, die in einem anderen Zimmer schlief. Am Abend zuvor war er noch mit seinen Freunden kegeln, und anschließend haben sie den Dom besucht.«

»Bitte?« Harry war etwas irritiert. »Eine Kirche?«

Brinkmann gestattete sich ein leises Lachen. »Nein, ›der Dom‹ ist hier in Hamburg das größte Volksfest Norddeutschlands. Ein Jahrmarkt für die Dauer von vier Wochen. Er beginnt im November und geht bis weit in den Dezember hinein.«

»Danke für die Aufklärung. Da merkt man, daß einem noch etwas fehlt, wenn man aus dem Osten kommt.«

»Das lernt man schon.«

»Kommen wir noch einmal auf den Dom zurück. Warum haben Sie gerade ihn erwähnt.«

Brinkmann ließ sich etwas Zeit. »Ich arbeite nicht gern mit den Mitteln der Spekulation, in diesem Fall allerdings bleibt mir nichts anderes übrig. Die sechs Männer sind alle während dieses Volksfestes verschwunden.«

»Zufall!«
»Kann, muß aber nicht sein.«
Harry setzte nach. »Dann glauben Sie also, daß das Verschwinden der Männer mit diesem Jahrmarkt zu tun hat. Oder sehe ich das falsch?«
»Ein wenig schon«, gab Brinkmann zu. »Ich glaube nicht daran, sondern sage, daß es sein könnte.«
Stahl war nicht zufrieden. Derartige Aussagen gerieten immer tief in die Spekulation hinein. »Haben Sie denn wenigstens in Erfahrung bringen können, ob die verschwundenen Personen vor dem plötzlichen Auftauchen den Dom besucht haben?«
»Das müssen Sie uns schon zugestehen, Harry. Wir haben mit den Hinterbliebenen gesprochen und mußten hören, daß jeder dieser Männer den Dom besucht hatte.«
»Gut.«
»Sehen Sie.«
»Allein oder…«
»Sowohl als auch. Konzentrieren wir uns auf den letzten Verschwundenen. Er heißt Heinz Hollmann. Wie ich Ihnen sagte, war er noch am Abend vor seinem Abtauchen mit Freunden auf dem Dom. Sie haben sich prächtig amüsiert, wie uns Frau Hollmann berichtete. Ihr Mann kam nach Hause, legte sich hin und schlief ein. Nur hat sie in einem anderen Raum gelegen, weil ihr Mann schnarcht. Das ist die ganze Geschichte, mehr haben wir nicht herausfinden können. Der Fall ist und bleibt rätselhaft, und wir stehen vor einem Problem.«
»Das ich lösen soll.«
»Ja, Herr Stahl.«
»Warum gerade ich?«
Brinkmann hob seine Tasse an und gab zu, daß es eine gute Frage war. »Weil Sie gewisse Erfahrungen auf bestimmten Gebieten besitzen«, erwiderte er leise, als hätte er Angst, daß jemand mithören könnte, obwohl sich in ihrer Nähe niemand aufhielt.
»Verstehe«, murmelte Harry. »Sie gehen also davon aus, daß dieses Verschwinden rational nicht zu erklären ist.«
»So ungefähr.«
»Was haben Sie sich denn dabei gedacht?«
Brinkmann hob die Schultern. »Wir haben es uns abgewöhnt, darüber nachzudenken, weil wir finden, daß Sie sich Ihren Kopf zerbrechen sollen. Sie sind so etwas wie ein Fachmann, sage ich mal.«
»Bitte keine Übertreibungen.«
»Doch, doch. Wir kennen Ihre Vergangenheit nach der Wende.«
Es paßte Harry nicht, in den Himmel gehoben zu werden. Er beugte sich vor und sagte. »Ich möchte nicht, daß Sie den Fehler begehen und mich überschätzen, Herr Brinkmann. Da gibt es noch andere, größere Spezialisten.«

»Ich weiß.«
»Tatsächlich?«
»Ein gewisser John Sinclair.«
»Stimmt. Er ist der Fachmann, sein Freund Suko ebenfalls. Warum engagieren Sie ihn nicht, um den Fall der Verschwundenen aufzuklären? Es wäre sicherlich erfolgversprechender.«
»Mag sein«, gab Brinkmann zu und zeigte dabei ein etwas spöttisches Lächeln. »Aber wir leben in einem anderen Land. Ihr John Sinclair ist Brite, wir sind Deutsche. Zudem haben wir Sie – und Sie sind doch ehrgeizig. Es sollte uns also gelingen, den Fall mit den eigenen Leuten aufzuklären.«
»Verstehe.«
»Sie können noch aussteigen, wenn Sie wollen, aber das wäre nicht ratsam, denke ich.«
»Weiß ich. Trotz allem wollte ich Ihnen durch meine Antworten nur andeuten, daß ich kein Supermann bin und Sie von mir auch keine Garantie dafür bekommen können, daß ich den Fall der verschwundenen sechs Männer lösen werde.«
»Das wissen wir.«
»Dann ist es gut.«
»Dennoch wäre es besser, wenn wir zu einem Erfolg kämen. Zudem können Sie mit jeglicher Unterstützung unsererseits rechnen.«
»Auch wenn ich Hilfe aus dem Ausland brauche…?«
»Sie denken an Sinclair.«
»An wen sonst?«
»Im Notfall schon.«
»Dann scheint die Auflösung zu drängen.«
Brinkmann trank seine Tasse leer. »Natürlich drängt sie. Wir möchten, daß die Serie endlich gestoppt wird. Im nächsten Dezember soll kein Mensch mehr verschwinden, wenn hier der Dom stattfindet.«
»Ich werde mich bemühen.«
»Gut.« Brinkmann griff in die Tasche. Er holte einen Wagenschlüssel hervor und schob ihn über den Tisch auf Harry zu.
»Wir haben uns erlaubt, Ihnen einen Leihwagen in die Hotelgarage zu stellen. Es ist eine BMW der Dreierreihe. Zwar herrscht viel Verkehr in Hamburg, doch Sie werden ohne Wagen wohl kaum auskommen. Ein Stadtplan liegt im Handschuhfach, und wenn Sie Geld brauchen, dann greifen Sie zu diesem hier.«
Er griff in die Innentasche seines Jacketts und holte einen Umschlag hervor. Der Inhalt war weich, wie Harry fühlen konnte. Er mußte aus zahlreichen Scheinen bestehen. »Wieviel?«
»Fünftausend.«
»Sie sind großzügig.«
Brinkmann schaute ihn kalt an. »Dafür verlangen wir auch gute

Arbeit. Denken Sie immer daran, daß es das Geld der Steuerzahler ist, das Sie ausgeben.«

»Ja, Tag und Nacht.« Er steckte den Umschlag ebenfalls in die Innentasche.

»Haben Sie sonst noch Fragen?«

»Ja, wie kann ich Sie erreichen?«

»Eigentlich rufe ich Sie an. Aber für den Notfall habe ich eine Telefonnummer parat. Ich werde sie Ihnen nennen – und nicht aufschreiben. Bitte prägen Sie sich die Nummer ein. Es ist ein Anschluß hier in Hamburg.«

Harry bekam die Nummer zweimal gesagt, wiederholte sie, und Brinkmann war zufrieden. Er stand auf. »Dann kann ich Ihnen wirklich nur viel Glück für die Zukunft wünschen. Wir wissen, daß es ein vertrackter Fall ist, aber wir wissen auch, daß Sie zu den besten Mitarbeitern gehören, Herr Stahl.« Er reichte Harry, der sich ebenfalls erhoben hatte, über den Tisch hinweg die Hand.

»Dann werde ich zunächst einer gewissen Karin Hollmann einen Besuch abstatten.«

»Tun Sie das. Die Adresse finden Sie im Hamburger Telefonbuch.« Brinkmann nickte. »Wir hören wieder voneinander.« Er nickte Harry zu und ging weg.

Stahl schaute ihm nach. Typen wie Brinkmann waren es, die ihn über seinen Job immer wieder nachdenken ließen. Kalte Charaktere, für die nur der Erfolg zählte. Nur wer ihn hatte, stand oben.

Und ob Harry in diesem Fall Erfolg haben würde, das wußte er nicht. Sechs Menschen, die innerhalb von sechs Jahren verschwunden waren, wiederzufinden oder ihr Schicksal aufzuklären, war so gut wie unmöglich.

Harry schüttelte den Kopf, leerte seine Tasse, ließ sich die Rechnung bringen, unterschrieb sie und besorgte sich dann ein Telefonbuch, um die Anschrift einer gewissen Karin Hollmann herauszufinden…

***

Hinter Heinz Hollmann schwappte die Tür so schnell wieder zu, daß er sich erschreckte.

Er war allein.

Er stand in der Dunkelheit, in der er die berühmte Hand nicht vor Augen sehen konnte, und Hollmann versuchte, sich an seinen ersten Besuch im Psycho-Haus zu erinnern, besonders daran, wie es nach dem Betreten weitergegangen war.

Da war eine Treppe gewesen.

Aber wo? Rechts, links?

Noch ging ihm die Tür nicht aus dem Sinn. Er drehte sich um und streckte zugleich die Arme aus. Sehr bald schon hatten seine Hände

das Holz gefunden. Ein kurzer Druck…

Nichts!

Sie ließ sich nicht öffnen, als hätte sie jemand von außen verriegelt.

Heinz Hollmann wußte mit einer schon erschreckenden Bestimmtheit, daß es keinen Sinn machte, wenn er es noch einmal und dann mit Gewalt versuchte. Er würde die Tür nicht mehr öffnen können und mußte sich der Tatsache stellen, daß er ein Gefangener war.

Ein Opfer im Psycho-Haus!

Ihn schauderte, und sein Herz schlug schneller. Er spürte jedes Pochen wie einen harten Druck unter der Schädeldecke. Vergeblich schaute er sich nach einer Lichtquelle um. Es gab sie nicht. Die Dunkelheit zwischen diesen staubig und muffig riechenden Wänden war wie Schleim, der sich einmal festgesetzt hatte und sich nicht so ohne weiteres vertreiben ließ.

Also den Weg noch einmal abschreiten, das Schreien erleben, das gräßliche Lachen, die imitierte Teufelsstimme, die ihm befahl, in die Höhle zu fahren, dem Mittelpunkt der Erde entgegen, wo das absolute Grauen lauerte und es kein Entrinnen mehr gab. All das hatte er schon einmal erlebt, allerdings zusammen mit seinen Kollegen, und da hatten sie alle gelacht, sich köstlich amüsiert und versucht, sich noch gegenseitig Angst zu machen.

Heute war er allein.

Und draußen war Nacht. Eine kalte, finstere Nacht, durch die kein Mensch ging.

Hollmann schüttelte sich. Er spürte den Druck hinter seinen Augen und hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein. Er glaubte, jemand in seiner Nähe zu wissen.

Die Stille war lähmend. Hollmann hielt den Atem an.

Kein fremdes Geräusch unterbrach sie. Daß er von einem Feind beobachtet wurde, stimmte wohl nicht so ganz, das hatte er sich nur eingebildet. Und doch war etwas da.

Hollmann verzog den Mund wie ein Kind, das kurz vor dem Weinen steht. Er spürte die leichten Kopfschmerzen, ging allerdings darüber hinweg und schalt sich selbst einen Narren, daß er sich so überaus ängstlich verhalten hatte.

Verflucht, er war erwachsen, für ihn brauchte niemand mehr zu entscheiden, er konnte tun und lassen, was er wollte.

Konnte er das tatsächlich?

Nein, es hatte keinen Sinn, wenn er sich selbst belog. Aus freien Stücken war er nicht in dieses Psycho-Haus zurückgekehrt, da steckte etwas anderes dahinter, eine andere Kraft, eine Macht. Nicht grundlos hatte er die Stimme in seinem Kopf gehört, die ihn wieder hergelockt hatte.

Jetzt war sie verschwunden.

Hollmann war trotz seiner angespannten Situation Realist geblieben. Er glaubte nicht daran, daß sich die Stimme, ein Geist oder wer auch immer zurückgezogen hatte. Sie war nach wie vor vorhanden, und sie mußte in den Wänden dieses verdammten Psycho-Hauses stecken.

Wänden…

Beinahe hätte er gelacht. Es gab keine Wände für ihn, denn er sah sie nicht. Umhüllt von der absoluten Schwärze kam er sich vor wie in einem leeren Raum stehend, in einem Nichts, und er wunderte sich sogar darüber, daß er noch Widerstand an seinen Füßen spürte.

»Ich muß weiter«, flüsterte er. »Ich muß weiter…«

Aber nicht in der Finsternis.

Zwar zählte Hollmann nicht zu den Rauchern, ein Feuerzeug aber trug er immer bei sich. Es steckte in seiner rechten Hosentasche, ein schmales, billiges Ding, wie man es unter einer Mark kaufen konnte. Er holte es hervor, drehte das kleine Rad, die Flamme erschien und riß ein Loch in die Finsternis. Neben sich sah er eine Wand.

Schatten huschten darüber hinweg wie unheimliche Geister. Da seine Hand mit dem Feuerzeug leicht zitterte, bewegten sich auch die Schatten und schufen immer neue Figuren, die lautlos an den Wänden entlangstrichen. Er ging zwei Schritte vor, dabei senkte er den rechten Arm, damit die Flamme auch den Boden vor seinen Füßen erhellte.

Es war so, wie er es sich gedacht hatte. Nur eine Armlänge entfernt befand sich die erste Stufe, die zu einer kleinen verwinkelten Treppe gehörte. Der Besucher mußte sie hinabsteigen und geriet dabei an Widerstände, die wie starre Schlangen in der Luft hingen, und Hollmann schon sehr bald berührten, als er die Stufe betreten hatte.

Ein harter Widerstand hatte sich vor seine Schulter gelegt. Er spürte die Kälte des Metalls an seinem Hals wie einen Finger aus Eis. Er drückte die Stange weiter, sie prallte mit einer anderen zusammen, was wiederum ein klingendes Geräusch hinterließ, das sich dann vervielfältigte, als er nach weiteren Stangen faßte und sie mit beiden Händen von sich wegdrückte.

Unwillkürlich duckte er sich. Das Feuerzeug hatte er wieder verschwinden lassen. In der dichten Finsternis tastete er sich weiter vor, die Stangen hingen so dicht beieinander, daß er ihnen nicht ausweichen konnte.

Immer wieder schwangen sie ihm entgegen, klingelten zusammen, drückten sich durch seine Bewegungen zur Seite, auch wieder zurück, und das Geläut begleitete ihn, als stünde er bereits in einer Vorhölle, wo die Diener des Teufels auf knöchernen Instrumenten spielten und diese Töne erzeugten.

Auf der letzten Stufe rutschte er noch aus, hatte aber das Glück, daß er sich noch fangen konnte, blieb stehen, atmete tief und laut durch,

wobei er feststellte, daß ihm der Schweiß aus den Poren getreten war.

Die Furcht hatte ihn schwitzen lassen, und sie trieb ihn immer tiefer hinein in das Haus, in das Zentrum, in die absolute Finsternis.

Hollmann glaubte daran, daß sie blieb. Der Gedanke hatte sich in seinem Kopf festgesetzt, wahrscheinlich schrak er deshalb zusammen, als plötzlich vor ihm ein grelles Licht aufflammte.

Es war in einem Glaskasten gefangen, und es fiel von vier Seiten auf ein schauriges Gebilde.

Ein perfekt nachgebildeter Menschenkopf starrte ihn an. Ein altes, grauweißes Gesicht, struppige Haare und eine blutbefleckte Gesichtshaut.

Der Kopf stand auf einer Holzplatte. Einen Körper dazu gab es nicht. Der Kopf war durch einen Schlag vom Körper abgetrennt worden, er schwamm im Blut. So gut nachgemacht, daß es schon wie echt wirkte.

Hollmann schüttelte sich und ging weiter. Zwei Schritte weiter fiel die Dunkelheit wieder über ihm zusammen, und jetzt war er darauf gefaßt, auch die anderen grauenerregenden Dinge zu sehen, die aufleuchteten, wenn der Besucher einen bestimmten Kontakt unterbrach.

Er irrte sich.

Heinz Hollmann, der hin und wieder das Feuerzeug als Hilfsmittel benutzte, blieb ein Einsamer, er blieb allein, die künstlichen und doch so echten Monstren hielten sich zurück, auch als er über einen weichen, welligen Boden schritt, passierte nichts.

Dann mußte er eine Treppe hoch.

Wieder klingelten die Stahlstangen gegeneinander. Wieder behinderten sie ihn. Er räumte sie zur Seite, sie waren starr, und doch hatte er manchmal den Eindruck, glitschige Aale zu berühren, aber das gaukelte ihm die Phantasie vor.

Er ließ die Treppe hinter sich. Vor der letzten Stufe blieb er stehen. Wieder zuckte die kleine Flamme hoch. Sie riß das Loch, und Hollmann konnte sehen, daß er vor einer Tür stand.

Normal?

Schon, aber nicht in seinem Fall, denn wie eine heiße Dusche überfiel ihn die Furcht.

Die Tür war der Eintritt. Die Tür war der Weg – der Weg wohin?

Heinz wunderte sich über die eigenen Gedanken. Seine Phantasie war dabei, auf Reisen zu gehen, und er kam sich trotzdem dabei vor, als hätte ein anderer die Kontrolle übernommen.

Wie vor kurzer Zeit, als er im Bett gelegen hatte und ihn dieser Geist ins Haus lockte.

Ihm war warm, aber er fror auch zugleich. Sein Verstand war ausgeschaltet worden, er handelte, ohne nachzudenken, als er die Tür aufstieß und die Flamme des Feuerzeugs verschwand.

Seine Schuhe bewegten sich über Holzbohlen hinweg, und er lauschte dem dumpfen Klang der eigenen Schritte. Ja, daran erinnerte er sich. Er und sein Kegelfreund hatten diesen leeren Raum betreten und dort warten müssen.

Das hatte ihnen jemand gesagt.

Die Person war jetzt verschwunden. Er konnte sich auch nicht mehr an sie erinnern. Es war wohl ein Helfer gewesen. Er wußte nur noch, daß der Mann in einer Boulevard-Zeitung gelesen und unter einem Schild gestanden hatte, dessen Text das Rauchen der Besucher verbot, was aber nicht für das Personal galt.

Darüber hatten sich er und seine Freunde amüsiert. Nun sah er in der Dunkelheit nichts, aber er mußte weiter, denn er wußte, daß dieser Tür gegenüber noch eine andere lag, die in den Fahrstuhl zur Hölle führte.

Wieder schwappte hinter ihm die Tür zu, und Heinz Hollmann duckte sich, als er das Geräusch hörte. Er rechnete damit, einen Schlag in den Rücken zu bekommen, was aber nicht geschah. Niemand griff ihn an, er blieb mit seinen Gedanken und Vorstellungen allein, was allerdings auch schlimm genug für ihn war.

Er würde weitergehen, es mußte so sein. Und wenn kein anderer eingriff, würde er sich selbst darum kümmern müssen. Nach vorn gehen, versuchen, die zweite Tür zu finden und…

Das unterschiedlich helle Flackern irritierte ihn und setzte seinen Gedanken ein Ende.

Mehr als in Kopfhöhe flackerten die Lichter in den kleinen Lampen, aber dabei blieb es nicht. Aus irgendeinem versteckten Lautsprecher drang plötzlich eine dumpfe, knarrende Stimme, wie sie schauriger nicht sein konnte. Ein akustischer Schrecken, den der einsame Mann als doppelt so schlimm empfand, weil er sich an die Stimme gut erinnern konnte.

Er hatte sie nicht nur beim ersten Besuch zusammen mit seinen Kegelfreunden gehört, die Stimme war ihm auch ein zweites Mal untergekommen, vor kurzem noch, als er in seinem Bett gelegen hatte und geweckt worden war.

Und jetzt hörte er sie wieder.

Es paßte einiges zusammen. Der Kreis schloß sich allmählich und seine Furcht wuchs.

***

Die Stimme blieb. Sie lachte widerlich dröhnend. So wurden Menschen ausgelacht, deren Ende beschlossene Sache ist. Das dachte zumindest Heinz Hollmann, dessen Verkrampfung sich nicht gelöst hatte. Er stand auf dem Fleck und starrte nach vorn, ohne irgend etwas Bestimmtes zu sehen.

Vor seinen Augen bewegte sich nur das Licht.

Ein und aus – aus und ein…

Rotes Licht, gefährliches Licht, das die plötzlich aufklingende Stimme wieder untermalte.

»Willkommen im Vorhof der Hölle!« klang es dumpf und gleichzeitig lachend. »Wenn Sie denken, Sie hätten die Schrecken hinter sich, dann haben Sie sich geirrt. Vergessen Sie alles, was Ihnen bisher begegnet ist, der wahre Horror beginnt hier, beginnt gleich, wenn sich die zweite Tür öffnet und Ihnen den Weg nur noch dorthin freigibt, denn der Rückweg bleibt Ihnen versperrt. Sie können nicht anders, Sie müssen weitergehen, und was Sie dann erwartet – na ja, ich will nicht zuviel verraten…« Die Ansprache endete in einem dröhnenden und wahnsinnigen Gelächter, das nur allmählich verklang.

Heinz Hollmann kam sich klein vor. Er dachte wieder zurück an seinen ersten Besuch. Da hatte er und seine Kegelfreunde noch über die Worte gelacht und waren gespannt darauf, den zweiten Raum zu betreten. Nun nicht mehr, in diesem Fall fürchtete er sich davor, und plötzlich überkam es ihn wie die dunkle Welle der Panik. Er wollte nicht weitergehen, er wollte wieder zurück, drehte sich – und fand die Tür verschlossen. Das hatte er gewußt, aber er sah auch keine Klinke, entdeckte ebenfalls keinen Riegel, den er zurückschieben mußte, um die Tür zu öffnen. Er war, und das stand fest, ein Gefangener des Psycho-Hauses.

Mit beiden Fäusten trommelte er verzweifelt gegen die stabile Tür.

Wer steckte dahinter?

Es hatte keinen Sinn, darüber nachzudenken, wer ihn gefangenhielt. Vielleicht Personen oder Wesen, die jenseits jeglicher Vorstellung lagen, die es aber doch gab und über die er bisher immer gelacht hatte.

Das Lichtband flackerte noch immer.

Die Stimme blieb stumm. Dafür jedoch hörte Heinz Hollmann ein anderes Geräusch.

Ihm gegenüber und wie versprochen, öffnete sich die zweite Tür.

Der Weg in den nächsten Raum, in die nächste Kammer oder Vorhölle war frei. Er mußte ihn gehen, wollte er diesem Haus entfliehen. Instinktiv war ihm auch klar, daß es keinen Sinn hatte, wenn er an der jetzigen Stelle wartete, bis der Trubel am späten Vormittag wieder begann und er darauf hoffen konnte, gefunden zu werden.

Nein, nein, das Spiel ging weiter, und er war die Hauptperson.

Behutsam bewegte er sich auf die Öffnung zu. Kalte Luft strömte ihm entgegen. Hatte er sie auch beim erstenmal gespürt?

Hollmann wußte es nicht. Er hob die Schultern, auch deshalb, weil ihn fröstelte.

Mittlerweile rechnete er mit dem Schlimmsten. Daß er auf eine lockere Stufe trat und sich unter ihm der Boden öffnete.

Er würde dann in die Tiefe fallen, dem Mittelpunkt der Erde entgegen, auf Captain Nemo stoßen, wie es der große Jules Verne einmal in seiner Phantasie beschrieben hatte.

Nichts dergleichen passierte.

Der Boden blieb hart, abgesehen von einem leisen Knirschen der Holzplatten.

Er betrat den zweiten Raum.

Steinboden, aber nicht echt, sondern imitiert. Auch nicht glatt, dafür gewellt, und der Besucher mußte sich schon breitbeinig hinstellen, um nicht mit dem Gleichgewicht kämpfen zu müssen.

Trübes Neonlicht erhellte den Raum. Wie ein Lift…

Lift? Fahrstuhl. Hatte die Stimme nicht von einem Fahrstuhl in die Hölle gesprochen?

Hollmann erinnerte sich daran. Es ging ihm nicht besser, und er schielte zur Decke. Sie war nicht gleichmäßig, sondern erinnerte an die in einem Bergstollen, mit allen Vorsprüngen, Rissen und Unebenheiten. Sie sah aus, als würde sie jeden Augenblick nach unten fallen, um alles Lebende unter sich zu begraben.

Die Tür fiel zu. Sie quietschte und knarzte. Beinahe hörte es sich an wie das Lachen eines Dämons.

Eingeschlossen.

So fühlte sich Heinz Hollmann auch.

Es vergingen einige Sekunden, in denen er sich erholte. Der Druck war da, er würde auch bleiben, und das plötzliche Lachen erwischte ihn wie ein akustischer Peitschenhieb. Er duckte sich, blieb aber nicht in der Haltung, sondern kam wieder hoch, als das Lachen verklungen war und der dröhnenden Stimme Platz schuf.

»Na, wie fühlen Sie sich? Haben Sie den Vorhof der Hölle verlassen? Sind Sie eingetreten in den Fahrstuhl, der Sie direkt zum Teufel schaffen wird? Ist die Tür schon geschlossen?« Lachen.

Dann: »Ja, sie ist bereits geschlossen, ich weiß es. Und sie wird sich für Sie auch nie mehr öffnen, haben Sie gehört? Nie mehr…«

Eine Pause entstand.

Hollmann hörte seinen eigenen Atem. Der Raum war ziemlich groß, dennoch fühlte er sich in die Enge getrieben. Er war das Tier, beobachtet von den Häschern, die auf den günstigen Zeitpunkt warteten, um zuschlagen zu können.

Die Stimme klang wieder auf. »So, ihr Wahnsinnigen, ihr Versucher der Hölle. Jetzt gibt es kein Entrinnen mehr, denn dieser Fahrstuhl wird euch fünfhundert Stockwerke weit nach unten in die tiefsten Tiefen der Verdammnis befördern… ha … ha … ha …«

Das Gelächter endete in einem gewaltigen Donnerhall. Zugleich hörte

Heinz Hollmann ein ratterndes Geräusch, und wieder begannen die Lampen zu flackern.

Für einen winzigen Moment hatte er tatsächlich den Eindruck, in die Tiefe zu fallen, was nicht stimmte, denn er unterlag einer optischen Täuschung.

Über die Wände hinweg bewegten sich Schatten. Sie sollten irgendwelche Schachtränder darstellen, so daß der Besucher den Eindruck hatte, in die Tiefe zu fahren.

Es war mit einfachsten Mitteln gemacht worden, die Schatten wurden immer schneller, als sie in die Höhe glitten. Zugleich leuchteten die Zahlen auf der waagerechten Leiste auf.

Etage zehn, Etage fünfzehn, Etage zwanzig… dreißig … vierzig

… fünfzig … sechzig … Es ging noch tiefer, und die Fahrgeräusche wurden immer lauter.

Dann die Stimme.

»Das Seil!« Ein gellender Schrei. »Es reißt! Es reißt!«

Die Schreie überschlugen sich. Wortfetzen hallten aus den Lautsprechern. Heinz Hollmann hatte sich breitbeinig aufgebaut. Er hielt auch die Arme ausgestreckt, als wollte er sich irgendwo festklammern, was er aber nicht tat.

Schweiß rann über sein Gesicht. Die Augen glichen starren Kugeln, die einzig und allein auf ein Ziel gerichtet waren. Er beobachtete die Lichtleiste, und immer wieder schossen ihm die fünfhundert Stockwerke durch den Kopf. So tief, so schrecklich und immer schneller ging es ab in die Tiefe.

Das Licht wischte über die Zahlen hinweg. Es flackerte, es tanzte, es ließ sie aufleuchten, wieder verschwinden. Ein ewiges Zucken, hin und her – hell und dunkel…

»Das Seil – gerissen!«

Die Stimme dröhnte in seinen Ohren. Trotz der eigenen Furcht hatte Heinz Hollmann die Panik in der fremden Stimme herausgehört.

»Kein Stopp mehr. Fünfhundert Stockwerke tief. Das ist die Hölle… die Hölle.«

Dann der Ruck!

Urplötzlich, so daß Hollmann taumelte. Er fand auf einer Bodenwelle Stand, atmete ein, hörte das leise Brummen – und das plötzliche Krachen und Donnern über ihm.

Er riß den Blick hoch.

Die Decke löste sich.

Er schrie auf, zuckte zusammen, duckte sich, seine Arme schnellten hoch, aber die Decke traf ihn nicht. Sie war nur ein kurzes Stück nach unten gesackt. Obwohl Hollmann dies schon einmal erlebt hatte, war er darauf nicht so richtig vorbereitet gewesen. Er ärgerte sich darüber, daß seine Knie zitterten, aber es war schon okay. Bis auf die Furcht…

Er dachte nach.

Links von ihm würde sich bald eine Gittertür öffnen, um ihn zu entlassen. Er würde wieder einen verzwickten Weg entlanggehen, der ihn nach einigen Kurven zum Ausgang brachte.

Aber die Tür öffnete sich nicht.

Auch die rauhe Stimme war nicht mehr zu hören, die den Besuchern noch einmal Angst machen sollte.

Etwas stimmte nicht…

Heinz Hollmann mußte warten. Er wäre für sein Leben gern aus diesem Gefängnis geflohen, doch er wußte auch, daß jetzt beide Türen verschlossen waren.

Die Falle stand!

Sein Herzklopfen blieb. Daß ihm dabei kalt wurde, war keine Einbildung. Sein Blut schien gegen Eiswasser ausgetauscht worden zu sein.

Kalt?

Er überlegte. Diesmal empfand er die Kälte als normal. Also doch nicht sein Blut. Sie drang aus dem Inneren des Fahrstuhls. Sogar aus dem Boden, wie ihm schien.

Noch brannte das Licht. Hollmann empfand es als wichtig. Das Licht war ein Schimmer der Hoffnung, der sehr bald verlosch, als Hollmann seinen Blick zu Boden senkte. Dort hatte sich etwas verändert, damit die Kälte freie Bahn bekam.

Er entdeckte Spalten und Risse.

Einbildung.

Konnte sein, aber das leichte Vibrieren war es nicht. Hollmann erinnerte sich daran, daß er und seine Freunde dieses Vibrieren bei ihrem letzten Besuch nicht gespürt hatten.

Auch die Stimme kehrte zurück. Diesmal turnte sie durch seinen Kopf, was er von der Nacht her kannte.

»Ich hole dich…«

Heinz Hollmann kam mit den Worten nicht zurecht. Er hatte sie zwar verstanden, mit dem Begreifen hatte er jedoch Schwierigkeiten. Er durchsuchte das Gefängnis. Irgendwo mußte sich doch etwas abspielen, verdammt noch mal! Das ging nicht…

Er rutschte weg. Seine Füße fanden auf der plötzlich entstehenden Schräge keinen Halt mehr. Der Oberkörper des Mannes kippte nach hinten. Hollmann riß mit einer verzweifelten Bewegung beide Arme hoch, während sein Gesicht einen wächsernen Ausdruck des Entsetzens zeigte.

Dann fiel er.

Er fiel und fiel…

Die Hölle wartete!

***

Harry Stahl war froh, einen Stadtplan von Hamburg zu haben.

Ohne ihn wäre er verloren gewesen, aber auch mit ihm bekam er seine Schwierigkeiten, den richtigen Weg durch den mehr als dichten Verkehr zu finden. Er mußte nach St. Pauli. Dort wohnte Karin Hollmann, deren Mann plötzlich verschwunden war.

Es war bereits der sechste Vermißte.

Harry schüttelte den Kopf, weil er Brinkmanns Ausführungen nicht nachvollziehen konnte. Daß in den vergangenen sechs Jahren auch sechs Männer zwischen November und Dezember verschwunden waren, mußte nicht unbedingt auf eine dämonische Macht schließen lassen, obwohl diese Fälle schon als ungewöhnlich angesehen werden mußten, denn die Personen waren allesamt verschwunden, nachdem sie den Dom besucht hatten. Diese Information und einige andere dazu hatte Harry – neben dem Geld – in dem Umschlag gefunden.

Er quälte sich durch kleine Seitenstraßen, entdeckte viele Kneipen und Imbißbuden und atmete auf, als ein blaues Schild auf einen Parkplatz hinwies. Harry mußte fünf Mark zahlen und durfte dann seinen Wagen einparken.

Das Wetter meinte es relativ gut mit ihm. Er stieg aus, zog die dreiviertellange Lederjacke über, schloß den BMW ab und erkundigte sich beim Wächter noch einmal nach dem Ziel.

Der Mann ließ die Zeitung sinken. Er hatte einen dicken Kopf, auf dem dünnes Haar wuchs.

»Kommst aus dem Osten, wie?«

»Ja, hört man das?«

»Sachse?«

»Stimmt.«

»Meine Tante wohnt noch immer in Dresden.« Der Knabe schniefte. »Schöne Stadt, wirklich, eine schöne Stadt.«

»Ich komme aus Leipzig.«

»Oh, dort ist doch die Mafia. Mit Grundstücken und so?«

»Gibt es die hier in Hamburg nicht?«

»Wahrscheinlich auch. Aber hier sind die Leute hanseatisch vornehm, wenn Sie verstehen.«

»Klar.«

Harry Stahl bekam endlich den Weg erklärt und war froh, nicht mehr weit laufen zum müssen. Ihm gefiel die Umgebung, denn St.

Pauli war ein Stadtteil, der lebte.

Hier ging die Post ab, hier war der Bär los, und der Begriff der multikulturellen Gesellschaft bestand nicht nur aus einer Worthülse.

Wer griechisch, türkisch, indisch oder italienisch essen wollte, konnte das tun, und auch in den zahlreichen Kneipen hielten sich nicht nur Gäste mit heller Hautfarbe auf.

Karin Hollmann wohnte am Ende der Straße in einem von drei noch

neu aussehenden Häusern. Harry hatte sich telefonisch nicht angemeldet, er hoffte einfach, Frau Hollmann anzutreffen. Auch die Reeperbahn war nicht weit entfernt, bot allerdings bei dieser kühlen Witterung eher ein trauriges Bild.

Auf einem großen Klingelschild suchte er nach dem Namen Hollmann. Er fand ihn im oberen Drittel, klingelte und konzentrierte sich auf den Lautsprecher neben dem Brett.

Es dauerte ziemlich lange, und Hollmann wollte die Hoffnung schon aufgeben, als er das leise Knarren vernahm und dann eine schwach klingende Stimme.

»Wer ist da?«

»Mein Name ist Harry Stahl. Ich möchte Sie gern für einige Minuten sprechen, Frau Hollmann, wenn das möglich ist.«

Schweigen.

Neben Harry öffnete sich die Tür, zwei Kinder stürmten aus dem Haus und rannten lachend auf die Straße.

»Sie sind noch da, Frau Hollmann?«

»Ja, das bin ich.«

»Haben Sie es sich überlegt?«

»Was wollen Sie denn von mir?«

Harry lächelte. Die Frage ließ ihn hoffen. »Es geht um Ihren Mann…«

Wieder Schweigen. Dann die Frage: »Sind Sie von der Polizei?«

»So ähnlich.«

»Was heißt das? Ein Detektiv?«

»Nein, kein privater, Frau Hollmann. Ich arbeite für die Regierung.«

»Und was hat das mit meinem Mann zu tun?« kam sofort die nächste Frage.

»Kann ich Ihnen das von Angesicht zu Angesicht erklären?«

»Gut, wie Sie meinen. Kommen Sie hoch in die fünfte Etage. Sie können den Lift nehmen.«

»Danke.« Harry hörte den Türsummer, betrat den Flur, dessen Wände beschmiert und mit dummen Parolen besprayt worden waren.

Der Lift war schmal und schmutzig, aber er transportierte den einsamen Fahrgast bis hoch in die fünfte Etage, wo er ausstieg und sich in einem Flur wiederfand, dessen hellgraue Wände im Laufe der Zeit nachgedunkelt waren.

Ein Gang nahm den Besucher auf.

Karin Hollmann hatte ihre Wohnung verlassen und erwartete den Besucher vor der Tür stehend.

Sie war eine mittelgroße Frau um die Dreißig mit kurzen, blondbraunen Haaren. Ihr Gesicht war schmal, die braunen Augen zeigten einen traurigen Blick, der bewies, wie sehr Karin Hollmann unter dem Verschwinden ihres Mannes litt. Sie trug Jeans und einen dünnen Pullover. Die Ärmel hatte sie bis zu den Ellbogen

hochgeschoben.

Harry reichte ihr die Hand. Der Druck wurde von der Frau kaum erwidert. »Bitte, kommen Sie rein.«

Er betrat einen schmalen Flur und folgte der Frau ins Wohnzimmer, durch dessen Fenster er über Hausdächer hinweg bis auf die Elbe schauen konnte, wo er die Aufbauten einiger Schiffe erkannte.

Die Einrichtung entsprach der einer deutschen Durchschnittsfamilie. So hätten die Möbel auch in einem Kaufhaus ausgestellt oder in einem Katalog abgebildet sein können.

»Nett haben Sie es hier, Frau Hollmann.«

Sie hob nur die Schultern.

»Darf ich mich setzen?«

»Natürlich, entschuldigen Sie, daß ich so unhöflich war, Ihnen keinen Platz anzubieten.«

»Macht nichts.«

Harry Stahl ließ sich in einem grünen Sessel nieder. Frau Hollmann entschied sich für einen Stuhl, nahm dort aber noch nicht Platz, sondern blieb dahinter stehen und legte eine Hand auf die Lehne. »Ich habe Kaffee gekocht, möchten Sie eine Tasse trinken?«

»Gern.«

Es dauerte nicht lange, da kehrte Karin Hollmann aus der Küche zurück. Sie baute die Tassen auf, schenkte ein, brachte Milch und Zucker, und Stahl sah, wie sehr ihre Finger zitterten. Die Nervosität dieser Person war groß. Hin und wieder schaute sie Harry an, als versuchte sie, in seinem Gesicht den Grund des Besuchs zu erkennen. Sie fürchtete sich auch davor, eine schreckliche und endgültige Nachricht zu hören, das nahm Harry an.

Um ihr diese Angst zu nehmen, lächelte er einige Male. Auf Milch und Zucker verzichtete er. Er wartete, bis auch Karin Hollmann getrunken hatte und lobte das Getränk nach dem ersten Schluck.

»Herr Stahl, Sie sind sicherlich nicht hergekommen um meinen Kaffee zu loben.«

»Das stimmt.«

»Es geht um meinen Mann.«

Er antwortete durch ein Nicken und sagte dann: »Ich kann Ihnen leider nicht mitteilen, daß Ihr Mann noch lebt, da bin ich ehrlich.«

Sie schaute aus dem Fenster. »Ich habe es mir schon gedacht, aber gefunden haben Sie ihn auch nicht.«

»Stimmt.«

Karin Hollmann nickte vor sich hin. Sie wollte reden, das sah Harry Stahl, und er ließ sie auch sprechen. »Es ist nicht einfach für mich, mit dem Wissen zu leben, daß mein Mann verschwunden und bisher noch nicht wieder aufgetaucht ist. Damit komme ich nicht zurecht. Ich sitze hier, habe mir Urlaub genommen, was vielleicht falsch ist, sitze also

hier, zerbreche mir den Kopf und komme zu keinem Ergebnis. Mein Mann ist und bleibt verschwunden. Es kommt mir beinahe vor wie ein schlechter Witz, aber leider ist es zu ernst. Sie kennen ja die Geschichte von dem Mann, der aus dem Haus geht und für den Rest seines Lebens verschwunden bleibt.« Hastig trank sie zwei Schlucke Kaffee. »So ähnlich komme ich mir vor. Dann sage ich mir wieder, daß es nicht sein kann, daß es so etwas bei mir nicht gibt. Immer nur bei den anderen, aber doch nicht bei einem selbst.«

Harry gab ihr recht. »Das kann ich schon nachvollziehen.«

»Eben. Ich warte hier. Manchmal weine ich, dann lache ich sogar, weil ich denke, daß es ein Witz ist. Als Sie schellten, dachte ich, daß es Heinz wäre, aber statt dessen kommt ein Mann in meine Wohnung, der mir sagt, daß er für die Regierung arbeitet oder wie auch immer.« Sie blickte den Besucher aus schmalen Augen an.

»Das Rätsel um sein Verschwinden wird dadurch noch größer.«

»Ich kann es nachvollziehen.«

»Und ich frage mich, was mein Mann mit der Regierung zu tun gehabt hat, Herr Stahl.«

»Nichts, eigentlich.«

»Eben, so sehe ich das auch. Die nächste Frage liegt natürlich auf der Hand. Weshalb sind Sie dann hier? Was wollen Sie wirklich? Können sie mir das sagen?«

Harry betrachtete die Tasse. »Daß es um Ihren Mann geht, wissen Sie, Frau Hollmann. Ich bin zudem kein Polizist, wie unten an der Ecke. Meine Kollegen und ich kümmern uns um Fälle, die, ich will mal sagen, den Rahmen des Normalen sprengen. Ihr Mann ist verschwunden, und dieses Verschwinden sprengt den Rahmen des Normalen.«

Karin Hollmann runzelte die Stirn. »Wir leben hier in Hamburg, einer Millionenstadt mit einem riesigen Hafen. Da verschwinden immer wieder mal Menschen. Wenn jemand nach zwei oder drei Tagen nicht zurückgekehrt, dann ist es noch lange kein Grund für die Polizei, einen Spezialisten zu schicken. Das gibt es eben, daß Männer oder Frauen einfach abhauen, daß ihnen alles aus dem Hals raushängt, daß es ihnen einfach stinkt und sie nicht mehr weitermachen wollen. Das liest man immer wieder in den Zeitungen. Es ist noch längst kein Grund, um einen Spezialisten zu schicken.«

»Richtig.«

»Dann ist das Verschwinden meines Mannes also nicht der ›Normalfall‹!«

»Kann man so sagen.«

»Aha.« Karin Hollmann nickte. »Das habe ich mir gedacht. Das habe ich sogar gewußt und es überrascht mich nicht, Herr Stahl. Irgend etwas steckt dahinter. Hat mein Mann ein Doppelleben geführt? War

er etwa nicht nur in einer Firma als Sachbearbeiter beschäftigt, wo er sich um den Verkauf von Containern kümmerte? Hat er vielleicht ein Doppelleben geführt? War er ein Agent?«

»Nein.«

»Es beruhigt mich nicht mal, daß Sie mir diese Antwort gegeben haben.«

»Er war kein Geheimagent, er stand auch nicht auf der Lohnliste irgendeiner staatlichen Organisation, wenn ich das mal so sagen darf. Er ist einfach verschwunden – wie fünf andere hier in Hamburg vor ihm. Das ist es, Frau Hollmann.«

Karin Hollmann starrte ihren Besucher an, als hätte er etwas Schreckliches gesagt. Für sie war es auch irgendwo schlimm, und sie mußte erst damit fertig werden. »Moment mal«, murmelte sie.

»Dann ist mein Mann nicht der einzige gewesen, der spurlos verschwand? Wie viele denn noch?«

»Fünf weitere Fälle gab es.«

Die Frau wurde bleich. »Fünf weitere Fälle?«

Harry nickte. »Ja, und alle verschwundenen stammen hier aus Hamburg. Bei allen war es wie bei Ihrem Mann. Jedes Jahr, wenn hier der Dom stattfand, verschwand einer.«

Karin Hollmann sah aus, als wollte sie jeden Augenblick aufstehen. Die Hände hatte sie bereits auf die Lehnen gestemmt.

»Bitte?« fragte sie leise.

»Ja, Sie haben richtig gehört. Während der letzten sechs Jahre sind sechs Männer verschwunden, und niemand kann sich einen Grund dafür vorstellen.«

»Immer während der Kirmeszeit?«

Harry nickte.

Frau Hollmann fragte weiter. »Und die anderen fünf Männer sind auch nie wieder aufgetaucht – oder?«

»So ist es leider.«

Sie schloß für einen Moment die Augen und schüttelte den Kopf.

»Das darf doch nicht wahr sein! Das ist ja unglaublich.« Sie sprang auf und schaute Harry Stahl an. »Sie wissen, was es bedeutet?«

»Ich kann es nachvollziehen«, gab er zu. »Diese Personen haben ein Schicksal erlitten, das Ihrem Mann noch bevorsteht. Niemand weiß, ob sie noch leben.«

»Leben?« unterbrach Frau Hollmann ihn. »Sie glauben doch nicht im Ernst, daß noch jemand lebt? Nein, Herr Stahl. Auch wenn ich keinen unmittelbaren Beweis in Händen halte, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß es kein Leben gibt. Nicht für die anderen und nicht für meinen Mann.« Sie setzte sich wieder hin, sehr langsam, und sie sackte dabei intervallweise in die Knie. Karin Hollmann kämpfte mit den Tränen, ihre Lippen zuckten. Sie suchte nach Worten, war aber

nicht in der Lage, welche zu finden, und so hob sie nur die Schultern.

Harry wollte sie trösten. Es fiel ihm schwer. Alles, was er sagte, konnte sehr leicht entkräftet werden. Trotzdem versuchte er es.

»Wir sind dem Verschwinden der sechs Männer jetzt auf der Spur«, sagte er mit leiser Stimme. »Da Ihr Mann noch nicht lange verschwunden ist, besteht durchaus noch Hoffnung.«

»Meinen Sie?«

»Bestimmt.«

»Das sagen Sie nicht nur, um mir einen Gefallen zu tun?« Frau Hollmann war skeptisch. »Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß er mich im Stich gelassen hat. Okay, wir haben eine Durchschnittsehe geführt, mit allen Höhen und Tiefen, aber das ist kein Grund für einen Menschen, sich aus dem Staub zu machen. Haben Sie denn wenigstens so etwas wie eine Spur, Herr Stahl.«

»Eine vage.«

»Besser als keine. Und?«

»Es muß mit dem Dom zusammenhängen.« Karin Hollmann zog die Nase hoch. »Mit dem Dom«, murmelte sie, »dem Jahrmarkt also. Mein Mann und seine Kegelfreunde haben ihn besucht, das ist richtig. Einmal im Jahr gingen sie nach dem Kegeln hin und waren wie die kleinen Kinder. Da fuhren sie dann mit den Karussells, sie gingen zu den Schieß- und Losbuden, sie rasten durch das Reich der Geister, sie aßen, sie tranken Bier an den Ständen. Es hat ihnen eine ungeheure Freude bereitet. Schon Wochen zuvor freuten sie sich auf diesen Abend.«

»Und so war es auch in diesem Jahr.«

»Überhaupt nicht anders.«

»Auch Ihr Mann hat sich nicht anders benommen?«

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Wie war es denn, als er zurückkam?«

»Na ja, wie schon?« Karin Hollmann hob die Schultern. »Es war toll für ihn und seine Freunde gewesen. Super, kann ich dazu nur sagen. Die Freunde müssen einen großen Spaß gehabt haben.«

»Hat Ihr Mann denn viel erzählt, als er kam?«

»Eigentlich nicht.«

»Also keine Einzelheiten.«

Karin Hollmann überlegte. »Ich weiß, daß jedes Detail wichtig ist. Und ich versuche auch, mich daran zu erinnern, aber Heinz hat immer nur geredet und geredet.«

»Über den Besuch?«

»Klar. Denken Sie…«

»Im Moment denke ich nicht viel, Frau Hollmann. Ich möchte Sie nur fragen, ob es etwas auf dem Dom gab, das Ihrem Mann besonders gut gefiel. War da eine Attraktion, die ihn…?«

»Klar, diese Achterbahn mit den drei Loopings.«
»Aha.«
»Aber keiner von ihnen hat sie betreten. Sie alle hatten ziemlich viel getrunken, schon beim Kegeln, und keiner wollte riskieren, daß ihm schlecht wurde. Beeindruckt war Heinz schon gewesen, das hat er mir auch gesagt.«
»Gab es da sonst noch etwas?«
»Tja, wenn Sie mich so fragen.« Sie hob die Schultern. »Ich kann mich kaum erinnern.«
»Wirklich nicht?«
»Nun ja, Männer sind oft wie kleine Kinder, und meiner bildete auch keine Ausnahme. Es war schon ungewöhnlich, wie er von gewissen Dingen schwärmte. Ob es nun die Elektronik auf dem Jahrmarkt war oder die Geisterbahnen, bei denen sich kaum etwas verändert hatte in all den Jahren.«
»Geisterbahnen?«
»Klar.« Sie nickte. »Da werden erwachsene Männer wieder jung, wenn sie in den engen Fahrzeugen sitzen und sich durch die Welt des Gruseis fahren lassen. Aber auch bei denen gab es nichts Neues, bis auf eines…«
»Ja…«
Karin Hollmann hob den Blick. »Eines war neu, und das schien ihnen besonders gut gefallen zu haben, aber es war keine Geisterbahn im eigentlichen Sinne, sondern mehr ein Haus, und das hieß auch so, glaube ich. So ähnlich.«
»Wie genau?«
»Lassen Sie mich überlegen, Herr Stahl.« Es dauerte eine Weile, dann war ihr der Name eingefallen, und die Tasse ihres Besuchers war inzwischen leer geworden. »Psycho-Haus, Herr Stahl. Ja, es war das Psycho-Haus.«
Harry wunderte sich, was er ihr auch sagte. »Davon habe ich noch nie gehört.«
»Ist bei meinem Mann auch so gewesen. Eine Neuigkeit. Sie alle waren drin, und Heinz hat besonders geschwärmt.«
»Hat er Details genannt?«
»Ja, einen Fahrstuhl.«
»Bitte?«
»Einen Fahrstuhl in die Hölle. Der hat ihm und den anderen wohl am meisten imponiert.«
Harry runzelte die Stirn. »Fahrstuhl in die Hölle«, wiederholte er leise.
»Ja. Das ist aber doch nicht ungewöhnlich. Es war auch kein richtiger Fahrstuhl; man hat den Besuchern etwas vorgemacht. Aber verblüffend echt, wie mein Mann berichtete. Der Boden zitterte, es

gab die entsprechenden Geräusche, der Fahrstuhl stürzte fünfhundert Stockwerke tief ab. Alles nur Illusion, aber sie hat beeindruckt, und nicht nur meinen Mann. Alle waren davon angetan.«

»Erzählte Ihr Mann?«

»So ist es.«

»Was geschah dann?«

Karin Hollmann wußte nicht, worauf der Mahn hinauswollte und fragte: »Wie meinen Sie das?«

»Ihr Gatte ging ins Bett.«

»Richtig. Er war zwar aufgedreht, aber er legte sich hin. Ich schlief nicht bei ihm, denn ich weiß, daß er ganze Wälder absägt, wenn er getrunken hat, und mich machte sein Schnarchen nervös. Da bin ich ausgezogen.«

»Und das Verschwinden Ihres Gatten haben Sie erst am anderen Morgen festgestellt.«

Sie preßte die Lippen zusammen und nickte dann. Schnappend holte sie Luft. »Es ist mir nach wie vor unerklärlich, wie das passieren konnte. Und ich weiß auch nicht, welches Ziel mein Mann gehabt haben könnte. Wenn ich darüber nachdenke, kommt mir alles mehr als unwahrscheinlich vor. Da muß ich mich erst einmal neu orientieren, was mir schwerfällt, wie Sie sich bestimmt denken können.«

»Ja.«

Beinahe flehentlich schaute Karin Hollmann ihrem Besucher ins Gesicht. »Sie haben jetzt alles gehört, was ich weiß. Können Sie sich denn nicht vorstellen, was dort abgelaufen ist?«

»Nein.«

»Ich dachte es mir.« Ihre Stimme klang nicht nur leise, sondern auch enttäuscht.

»Aber es muß mit dem Dom zusammenhängen. Nicht mit dem gesamten Jahrmarkt, sondern mit einer bestimmten Attraktion.«

»Denken sie an das Psycho-Haus?«

»Unter anderem.«

»Aber das ist alles Illusion. Das sind technische und optische Tricks, mit denen die Besucher genarrt werden.«

»Das weiß ich nicht, Frau Hollmann. Eine Frage hätte ich noch. Ist das Haus neu gewesen? War es zum erstenmal auf dem Dom?«

»Nein, soviel ich weiß. Nur haben mein Mann und seine Freunde es wohl zum erstenmal besucht. Das muß es schon länger gegeben haben. Warum fragen Sie?«

Harry Stahl lächelte. »Es wäre doch mal interessant zu wissen, ob die anderen Verschwundenen ebenfalls diesem Haus einen Besuch abgestattet haben?«

»Ja, das wäre es, wobei ich mir nicht vorstellen kann, daß in dem

Haus wirklich etwas passiert.«

»Man soll jeder Spur nachgehen, Frau Hollmann. Und es ist wirklich auch nur eine Spur. Aber irgendwo muß ich ja den Hebel ansetzen.«

Sie hob die Schultern, starrte ins Leere und fing an zu weinen.

»Ich möchte nur meinen Mann zurückhaben, das ist alles, Herr Stahl.«

Er stand auf. »Ich verstehe Sie schon, Frau Hollmann.«

»Sie wollen gehen?«

»Ja.«

»Wohin?«

»Ich werde mir den Dom einmal anschauen und auch dem Psycho-Haus einen Besuch abstatten.«

Karin Hollmann erhob sich ebenfalls. »Dann kann ich Ihnen und mir nur viel Glück wünschen.« Sie wischte Ihre Tränen fort. »Sollten Sie etwas herausgefunden haben, lassen Sie es mich wissen!«

»Das versteht sich.« Harry reichte der Frau die Hand. Er hätte ihr gern etwas Tröstendes gesagt, aber ihm fielen nur leere Worthülsen ein.

Frau Hollmann brachte den Besucher noch bis zur Tür, und Harry gab ihr noch einmal zu verstehen, daß nicht alles verloren war.

»Glauben Sie wirklich daran, Herr Stahl?«

»Wo wären wir Menschen, wenn wir die Hoffnung nicht mehr hätten?«

Frau Hollmann hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. In einem tiefen Loch vielleicht.«

»Ja, kann sein.«

Harry fuhr nach unten. Mit einem nachdenklichen Gesichtsausdruck verließ er das Haus…

***

Der Fall! Der Fall in den Tod, hinein in die Unendlichkeit in die Tiefe, dorthin, wo sich das Tor der Hölle öffnete und auf Nachschub wartete.

Die Gedanken rasten durch den Kopf der fallenden Person.

Heinz Hollmann wunderte sich darüber, nicht bewußtlos geworden zu sein. Er bekam seinen Fall mit, er konnte denken, und er spürte auch so etwas wie eine Umgebung, die aus kalter, dunkler Watte zu bestehen schien, durch die er raste. Es war eine Reise ins Nichts, die seiner Meinung nach trotzdem ein Ziel hatte, auch wenn sie ihm jetzt endlos vorkam.

War es überhaupt ein normaler Fall?

Schon sehr bald waren ihm auf dem Weg nach unten die ersten Zweifel gekommen. Er hätte eigentlich wie ein Stein reagieren müssen, nur war das nicht der Fall.

Es ging abwärts.
Nur nicht so schnell.
War er aufgefangen worden? Schlimm waren die Umgebung, die Kälte, der Geruch, der ihn an ein gewaltiges Grab erinnerte oder an einen riesigen Keller.
Dann der Aufprall, er schrie auf.
Heinz Hollmann bewegte sich nicht mehr, aber die grausame Angst verschwand. Völlig natürlich bei einem Menschen, der wieder festen Boden unter den Füßen spürt.
Hollmann atmete tief durch. Die Luft war kalt. Sie schmeckte abgestanden, nach kaltem Gestein, und es gab nicht den kleinsten Lichtschimmer in seiner Umgebung.
Finsternis schwarz wie Teer!
Seine Nerven beruhigten sich zwar nicht, aber die große Angst war verschwunden, und der Mann dachte tatsächlich darüber nach, wie dieser Trick möglich gewesen war. Warum es gerade ihn erwischt hatte. Als er mit seinen Kollegen das Psycho-Haus besucht hatte, war ihnen dies nicht widerfahren.
Wirklich ein Trick?
Hollmann kamen plötzlich Zweifel, als er gedanklich rekapitulierte, was da passiert war. Daß sich der Boden unter seinen Füßen geöffnet hatte, war keine Einbildung gewesen, kein Trick, und er war auch über keine Rutsche in die Tiefe geglitten, sondern mit beiden Beinen zuerst gefallen.
Tiefer, immer tiefer…
Und dann?
Ein seichtes, sanftes Auffangen, als wollte die andere Kraft den angerichteten Schaden wiedergutmachen. Er stand jetzt an einem unbekannten Ort im Dunklen, und er war nicht in der Lage, sich zu bewegen.
Er fühlte sich schwer wie Blei, zugleich zittrig in den Knien.
Wohin? Wie ging es weiter?
Hollmann wußte es nicht. Die verfluchte Finsternis machte alles so schrecklich gleich. Sie ließ ihn nichts erkennen, und sie wurde von einer Kälte durchströmt, die sich wie ein dichtes Spinnennetz auf seine Haut legte. Er sah die Mauern nicht, doch der Mann ging davon aus, daß sie ihn umgaben. Er rechnete damit, in einem Verlies zu stecken, und vielleicht gab es dort ja auch eine Treppe nach draußen.
Das wäre ideal gewesen.
Auch wenn er tausend Stufen hätte hochsteigen müssen, er hätte es wirklich getan, um aus dieser erdrückenden Finsternis, die einem Mensch so zusetzen konnte, herauszukommen.
Das Feuerzeug hatte ihm schon einmal gute Dienste erwiesen.
Hollmann holte es hervor, kam aber nicht dazu, es anzuknipsen,

denn er hörte plötzlich ein Geräusch.

Es war vielleicht ganz normal, in der Finsternis aber kam es ihm sehr schlimm vor.

Irgendwo in der Dunkelheit war jemand dabei, eine Tür zu öffnen. Das Knarren und Quietschen kannte er, es war irgendwie normal, und plötzlich sah er einen grauen, relativ hellen Ausschnitt rechts vor und auch über sich.

Genau dort sickerte fahles Licht in die Dunkelheit hinein. Je weiter die Tür oder das für ihn nicht sichtbare Tor aufgezogen wurde, um so mehr Helligkeit strömte in sein Verlies und auch über die gerade und direkt nach unten führende Steintreppe mit den relativ breiten Stufen, die grau, alt, staubig und abgetreten aussahen, als gehörten sie zu einer alten Burg oder einem Schloß, in dessen Kellerräumen er sich befand. Der Gedanke wollte ihm nicht aus dem Kopf, und wenn Hollmann ehrlich sich selbst gegenüber war, bereitete er ihm auch Furcht.

War das noch ein Spiel? Er war unsicher geworden und glaubte nicht daran, daß es sich um Illusion handelte.

Heinz Hollmann wartete ab, was ihm schwerfiel, denn sehr gern wäre er die geländerlose Freitreppe hochgelaufen, um zu sehen, was hinter dem Licht lag.

Die Geräusche der sich öffnenden Türen waren verstummt. Der Mann konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, daß dies alles gewesen sein sollte, da würde sicherlich noch etwas folgen, und die Spannung in ihm wuchs. Sicherheitshalber zog er sich einige Schritte zurück, bis er den Druck der Innenmauer an seinem Rücken spürte und auch die Kälte, die den alten Steinen entströmte.

Hollmann warf einen Blick in die Höhe, weil er die Decke und damit das Ende des Raumes sehen wollte.

Nichts war dort zu sehen. Das Licht fiel nur über die Stufen der Treppe. Die obere Hälfte dieses unter der Erde liegenden Saals, davon ging er aus, blieb im Dunkeln.

Bis auf eine Kleinigkeit. Wenn ihm seine Augen keinen Streich spielten, so hing über ihm ein mächtiger Schatten, der sich um keinen Zoll bewegte. Der Schatten war dunkler als die Umgebung, trotzdem war er nicht genau zu erkennen. Er hatte eine breite Form und schimmerte an seiner unteren, leicht gebogenen Seite heller.

Obwohl der Schatten dem Mann nichts tat und sich auch nicht bewegte, ging von ihm trotzdem eine Bedrohung aus, die Hollmann einfach nicht ignorieren konnte.

Ein Geräusch oben an der Treppe ließ seinen Blick wieder wandern. Von nun an konzentrierte er sich voll und ganz auf die Stufen. Es war ihm auch gelungen, das Geräusch zu identifizieren.

Er mußte schon sehr daneben liegen, wenn das nicht schlurfende

Schritte gewesen waren.

Da kam jemand!

Aber wer? Eine Person, die in einer unmittelbaren Verbindung zu dem Psycho-Haus stand, denn es wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf. Dieses Haus war der Anfang gewesen, dieses Haus würde auch das Ende sein. Eine unterirdische Welt gehörte dazu, und sie öffnete sich eben nicht jedem. Diese Erklärung hatte sich Heinz Hollmann zu seiner eigenen Beruhigung zurechtgelegt, und daran glaubte er auch.

Die Geräusche blieben, änderten sich kaum, und wenig später entdeckte er die Gestalt.

Sie stand am Beginn der Treppe, war relativ weit entfernt, deshalb sah sie auch für ihn klein aus. Die Gestalt trug keine normale Kleidung. Über die Stufen hinweg sah er, daß sie sich eine dunkle Kutte oder einen Mantel mit Kapuze übergestreift hatte. Das bleiche Gesicht hob sich deutlich ab.

Die Gestalt schaute nach unten. Sie ließ sich einige Sekunden Zeit, dann erst setzte sie sich in Bewegung und kam Schritt für Schritt die Treppe hinab.

Sie wollte zu ihm, und Hollmann hielt den Atem an. Plötzlich brach ihm wieder der Schweiß aus, und seine Vernunft sagte ihm, daß dies bestimmt nicht zu einer versteckten Attraktion des Psycho-Hauses gehörte. Das war etwas anderes, etwas ganz anderes, das war das Grauen, der schleichende Tod.

Hollmann erschrak über seine eigenen Gedanken. Als er sich wieder auf den Unbekannten konzentrierte, hatte dieser seinen Platz an der Treppe verlassen und stieg die Stufen herab. War das noch Illusion? Gehörte dies tatsächlich zum dunkelsten Teil des Psycho-Hauses? Er wußte nichts, er wollte nicht spekulieren, er konnte nichts sagen und nur abwarten.

Stufe für Stufe kam die Gestalt die Treppe herunter. Heinz Hollmann hatte seinen Standort nicht verändert. Von der Stelle unter dem Schatten her konnte er den anderen sehr gut unter Kontrolle halten. Er kam aus dem Hellen oder dem Helleren. Er ging langsam und trotzdem auch schnell. Er bewegte sich und seine Kutte gleich mit, so daß es aussah, als würde er über die Stufen hinwegschweben und irgendwann wie ein flatternder Gegenstand nach unten fliegen.

Das alles nahm er wahr, und es kam ihm trotzdem unwahrscheinlich vor. Er hatte den Eindruck, sich in einem Film zu befinden, als Darsteller in einem Gruselstreifen, dessen Ausgang ungewiß war, aber durchaus mit ihm zu tun hatte. Die Gestalt war kaum zu hören.

Hollmann hatte damit gerechnet, ein Keuchen zu hören, ebenso war er darauf gefaßt gewesen, eine Waffe zu sehen, beides fehlte, und das wiederum machte ihn mißtrauisch.

Hier paßte einiges nicht zusammen.

Die Logik war plötzlich außer Kraft gesetzt worden.

Keine Atmung?

Atmete die Gestalt wirklich nicht? War sie vielleicht eine Puppe, die ferngelenkt wurde?

Heinz Hollmann beschäftigte sich mit diesen Gedanken, als stünde er unter Zwang. Er spürte den Druck in seinem Kopf, die leichten Stiche, die kreuz und quer durch seine Stirn zogen, für ihn war die Zeit des Grauens angebrochen, die nur mit seinem Ableben enden konnte.

Er war so mit sich und seinen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er nicht bemerkt hatte, wie schnell die Gestalt gewesen war.

Plötzlich stand sie vor ihm, und Heinz Hollmann schauderte zusammen, als er die Kälte spürte, die ihm entgegenfloß.

Die unheimliche Gestalt strahlte sie ab, und es war eine Kälte, wie er sie in dieser Form noch nicht erlebt hatte. Die Kälte der Angst, dieses Gefühl, verloren zu haben, das aus seinem Innern hervorstieg und ihn so quälte, daß ihm die Sucht für die Realitäten verlorenging. Er betrachtete das Gesicht der Kapuze. Die rissige Haut erinnerte ihn an die eines uralten Mannes.

»Wer bist du…?«

Hollmann erhielt keine Antwort. Aber die Kälte blieb, und ihm kam plötzlich eine Idee. »Bist du der Tod in Verkleidung?«

Nichts rührte sich in diesem Gesicht. Die Augen waren und blieben dunkel, die Haut ebenfalls, und Hollmann wußte, daß er etwas unternehmen mußte. Hinter der Gestalt begann die Treppe.

Und jenseits der Treppe schimmerte die Helligkeit.

Der Ausgang?

Es gab für ihn keine andere Erklärung, und er durfte nicht mehr spekulieren, er mußte es versuchen.

Durch keine Bewegung gab Hollmann zu verstehen, was er vorhatte. Plötzlich stemmte er sich ab, sprang nach vorn, streckte die Arme aus, um den anderen zu packen, ihn zur Seite zu wuchten, damit er endlich freie Bahn hatte.

Seine Finger umklammerten die Falten des alten Stoffes. Er fühlte sich an, als würde er jeden Augenblick zu Staub zerfallen.

Da war kein Widerstand – kein Körper! Hollmann hörte sich selbst schreien, als er stolperte. Der eigene Schwung riß ihn von den Beinen, denn daß er ins Leere gefaßt hatte, konnte er nicht begreifen. Dabei hatte er das Gesicht in der Kapuze gesehen, es mußte einer Gestalt gehören, einem Mann, einem – wie auch immer. Der Schmerz war böse. Er sägte durch seinen Kopf, als wollte er ihn spalten.

Erst jetzt fiel ihm ein, daß er mit der Stirn gegen eine Stufenkante gefallen war. Die Haut war über den Brauen aufgeplatzt, er spürte auch das Blut aus der Wunde strömen, ein nasser Fleck auf seinem Gesicht, mehr war es nicht.

Sekundenlang befand er sich in einem Zustand der Entscheidungslosigkeit. Durch den Gegendruck der Arme wollte er sich in die Höhe stemmen, es war nicht mehr möglich.

Keine Kraft mehr – aus und vorbei!

Auf den drei untersten Stufen der Treppe sackte Heinz Hollmann zusammen und blieb regungslos liegen…

***

Kalt war ihm, so verdammt kalt!

Hollmann stöhnte.

Nicht allein wegen der unnatürlichen Kälte auf seinem Körper, es gab noch einen anderen Grund. Kopfschmerzen plagten ihn. Die Stiche durchtanzten ihn wie Wellen mit gezackten Kämmen. So hart, daß sie sein Denk- und Erinnerungsvermögen beeinträchtigten und er sich zunächst sammeln mußte wie ein Schüler, der eine Mathe-Aufgabe lösen wollte.

Ja, so und nicht anders.

Er war aus seinem normalen Leben herausgerissen worden, man hatte ihn in eine Hölle gelockt, man hatte ihn…

Die Erinnerung war wieder da.

Blitzartig und brutal!

Hollmann hörte sich selbst schreien und stöhnen. Sein Gesicht war nicht nur kalt, auf der Haut lag auch der Schweiß wie kühles Öl, und als er die Augen aufriß, da glaubte er, über sich einen gewaltigen Schatten hängen zu sehen.

Das war nicht alles, das war für ihn Nebensache, denn zugleich spürte er etwas anderes.

Er konnte sich nicht mehr bewegen. Zumindest nicht seine Arme.

Sie waren ausgestreckt und fixiert. Auch die Hände konnte er nicht mehr anheben, da sie in kalten Metallringen steckten, die sich um seine Gelenke gelegt hatten.

Die Furcht war wie ein böser Schlag mit einem glühenden Hammer. Er war hilflos, man hatte ihn gefesselt, und man hatte seinen Oberkörper von der Kleidung befreit. Er trug nur seine Hose sowie die Schuhe. Jetzt wußte Hollmann, weshalb ihm so kalt geworden war, aber das hatte für ihn persönlich keine Bedeutung.

Aus eigener Kraft würde er sich nicht befreien können, er war ja auch nicht von selbst in diese Lage hineingerutscht, da gab es andere Tatsachen.

Eine davon sah Hollmann, als es ihm gelang, den Kopf ein wenig zu heben.

Zugleich war ihm ein zuckender Widerschein aufgefallen, der zuerst über den Boden und dann über seinen Körper hinweggehuscht war, jetzt aber näher an ihn herankam und sein Gesicht streifte.

Der Schein der Fackel.
Von allein schwebte sie nicht in der Luft, denn gehalten wurde sie von dem unheimlichen Kuttenträger, dieser körperlosen Gestalt, wie er sich zu erinnern glaubte. Sie hielt die Fackel hoch und näherte sich ihm in einer leicht gekrümmten Haltung. Wieder schlurfte sie mit den Füßen über den Boden, und bei jedem Geräusch nahm die zweite Haut auf seinem nackten Oberkörper zu. Die Gestalt blieb neben ihm stehen. Sie hielt den Arm mit der Fackel sehr hoch, als wollte sie die Decke ableuchten.
Heinz Hollmann versuchte den Gegenstand zu erkennen. Noch war es für ihn nur ein Schatten, und er erinnerte Hollmann an einen Halbmond.
Die Bewegung neben ihm sorgte für eine Änderung seiner Blickrichtung. Der unheimliche Kapuzenmann war dabei, zu Hollmann hinaufzuklettern.
Erst jetzt kam ihm zu Bewußtsein, daß man ihn auf einem Steintisch festgebunden hatte. Aber der Ausdruck Tisch paßte ihm auch nicht. Es war mehr ein zweckentfremdeter Altar aus Stein, eine Opferstätte eben, auf der Menschen ihr Leben aushauchten.
Auch er?
Bestimmt…
Heinz Hollmann kam nicht dazu darüber intensiver nachzudenken. Der Kapuzenmann reckte seinen rechten Arm nach oben, und diesmal reichte das Licht der Fackel aus.
Hollmann konnte erkennen, was da so fürchterlich über ihm schwebte. Kein Mond, nein, das war ein gewaltiges Pendel. Ein Steinpendel…
Heinz Hollmann war dermaßen durch diesen Anblick geschockt, daß es ihm nicht gelang, das alles zu verdauen. Er dachte an die Gefahr, aber er brachte sie gedanklich noch nicht unter. Er war erstarrt. Nicht nur äußerlich, auch in seinem Innern, da war das Blut zu Eiswasser geworden. Sprechen konnte er auch noch nicht.
Die Gestalt kletterte wieder von der Opferplatte zurück auf den Boden. Links neben dem Gefangenen blieb sie stehen und bewegte den rechten Arm mit der Fackel.
Das Licht und auch ein Teil der Wärme glitten seinen Oberkörper hoch bis hin zum Gesicht, wo er geblendet wurde, aber zugleich froh war, wenigstens für einen Moment die Wärme gespürt zu haben.
Dann trat der andere zurück.
Hollmann erinnerte sich wieder daran, wie er gegen diese Gestalt gefallen war und keinen Widerstand gespürt hatte. Er kam damit nicht zurecht, suchte nach einer Lösung dieses Rätsels. Vergeblich.
Hier kam er mit seiner Logik nicht klar.
Andere Mächte und Kräfte hatten die Regie übernommen, und er

steckte mitten im Schlamm.

Er sah den anderen nicht mehr, hörte ihn nur noch. Der Kapuzenträger verschwand rechts von ihm. Hollmann lauschte den Tritten. Er zählte sie mit.

Bei diesen hörte er auf.

Stille breitete sich aus.

Kein Atmen des Kuttenträgers, und auch er wagte nicht, die Luft auszustoßen. Dann hörte er ein Geräusch.

Zuerst war es nur ein Rumpeln und leises Knirschen. Etwas wehte von oben her auf ihn herab wie ein feines Tuch und legte sich auf seinen Oberkörper nieder.

Staub, Steinstaub…

Warum?

Heinz Hollmann schielte in die Höhe. Er ließ die Decke nicht mehr aus dem Blick und glaubte plötzlich, verrückt zu werden. Der riesige Steingegenstand, dieses überdimensionale Pendel, hatte sich aus seinem Zustand gelöst und war nach unten gesackt.

Dabei blieb es nicht.

Es glitt weiter in die Tiefe, und – was am schlimmsten war – es schwang dabei hin und her.

Ein gewaltiges scharfes Pendel. Mit langsamen, aber nicht zu stoppenden Bewegungen, und bei jedem Ausschwingen sackte es ein Stück tiefer, dem gefesselten Opfer entgegen.

Heinz Hollmann hatte es kaum glauben wollen. Er hatte die Augen geschlossen. Das Bild war geblieben, als er sie wieder öffnete.

Ein unheimlicher Todbringer bewegte sich von einer Seite zur anderen hin, und je tiefer es kam, um so besser war es für den liegenden Heinz Hollmann zu erkennen, weil es immer stärker in den grauen Lichtschein geriet, der von der Treppe her in das Gewölbe fiel. Hollmann war erstarrt.

Auch wenn er hätte schreien wollen, es wäre ihm nicht möglich gewesen. Das Entsetzen hatte ihn stumm werden lassen, aber nicht sein Gehör außer Kraft gesetzt.

Husch… husch …

Das riesige Steinpendel wurde lauter, je tiefer es sackte.

Husch… husch.

***

Wir hatten uns einen japanischen Geländewagen gemietet und waren in die Bergwelt um Madrid gefahren und damit auch in eine zum Glück trockene Kälte. Ein steifer Wind rüttelte an dem mit drei Personen besetzten Wagen.

Suko, der fuhr, ich auf dem Beifahrersitz, als Spürhund und Kartenleser, und im Fond ein Mann, der uns überhaupt erst auf die

Spur gebracht hatte. Abbé Bloch, Anführer der Templer, der sein Hauptquartier und seine Heimat in Südfrankreich hatte.

Ihm hatten wir diesen Job zu verdanken, denn er wollte uns zu Amero führen.

Wer Amero genau war, wußten wir nicht. Jedenfalls stand er in einem direkten Zusammenhang mit den Templern, und er war nicht eben von ihnen geliebt worden. Hinzu kam, daß er über teuflische Kräfte verfügte, wie uns der Abbé schlicht mitgeteilt hatte, aber davon konnten wir uns zunächst einmal nichts kaufen. Wir mußten zusehen, daß wir den kleinen Ort noch bei Tageslicht erreichten, und das sah eigentlich recht gut für uns aus, denn noch war der Himmel nicht nachgedunkelt. Er zeigte ein schatten- und wolkenloses Blau. Darunter die Ketten der Berge mit ihren verschiedenen Formen, mal scharf und kantig, mal weich und fließend, aber immer so wirkend, als wäre die gesamte Landschaft ein einziges Gemälde und nicht Natur pur.

Es sah alles günstig für uns aus, denn der Weg durch die Berge war gut zu befahren. Hinzu kam der Wagen, dem kleinere Unebenheiten überhaupt nichts ausmachten, er nahm sie locker und wurde dabei ständig von einer Staubwolke begleitet.

Die Kälte roch nach Schnee, aber das Hochdruckgebiet ließ sich so ohne weiteres nicht vertreiben. Die oberen Regionen der Berge hatten bereits Hüte aus »Zuckerwatte« erhalten. Dort blitzte der Schnee und das Eis im Licht der allmählich verschwindenden Sonne.

Die Heizung arbeitete gut, wir froren nicht und hatten unsere dicken Jacken ausgezogen.

Am besten ging es dem Abbé. Er hatte ziemlich viel Platz auf der Rückbank und diesen auch ausgenutzt. Die Beine hatte er hochgelegt. Mit dem Kopf und mit dem Rücken stützte er sich ab, sein Körper schaukelte im Rhythmus der Bewegungen, und sein Mund, der offenstand, entließ die leisen Schnarchtöne.

Ich hatte mich zu ihm umgedreht und lächelte, denn ich gönnte ihm die Pause.

»Ihm geht es am besten«, erklärte Suko.

»Ja, wie man sieht. Soll ich dich ablösen?«

»Nein, das ist schon okay. Ich fahre gern.«

»Aha.«

»Stimmt.«

»Klar, ich habe auch nichts gesagt.« Ich reckte mich so gut wie möglich. »Allerdings nimmt meine Neugierde immer mehr zu. Mich würde wirklich mal interessieren, wer dieser Amero ist und weshalb ihn Abbé Bloch so wichtig nimmt.«

»Ein Templer.«

»Das reicht mir nicht.«

Suko schlug mit der rechten Hand auf seinen Oberschenkel. »Das

kann doch nur ein Abtrünniger sein. Welchen Grund hätten wir sonst gehabt, zu ihm zu fahren?«

»Das ist mir einfach zu wenig«, erwiderte ich leise. »Abtrünnig, okay, aber nicht jeder abtrünnige Templer wird auch gejagt. Er muß demnach etwas Besonderes an sich haben.«

Suko hob die Schultern.

»Er ist ein Mörder!« meldete sich Abbé Bloch vom Rücksitz her.

»Ein furchtbarer Mörder.« Bloch richtete sich auf. Er hatte unsere letzten Worte gehört. »Einer, der keine Rücksicht auf Menschen nimmt, der in seiner Welt lebt und von dort aus auch seine Fäden zieht.«

Ich drehte mich um. »Wieder wach?«

»Wie du hörst und siehst.« Der Abbé rieb seine Augen, die einmal blind gewesen waren. »Ich habe euch ja nicht grundlos in diese Gegend geführt, denn Amero machte weiter.«

»Womit?«

»Mit seiner Bestrafung. Wie damals schon.«

Er hatte für mich noch immer in Rätseln gesprochen. Vorsichtig fragte ich: »Was meinst du mit damals?«

»Nun ja, John, erinnere dich an die Zeiten der Inquisition. Gerade in Spanien haben sie eine große Blüte erlebt. Hier ging man besonders brutal gegen die angeblichen Glaubensfeinde vor, und Amero ist einer von diesen Inquisitoren gewesen.«

»Habe ich dich richtig verstanden, Abbé? Ist oder war?«

»Ist.«

»Dann lebt er noch.«

Bloch nickte. »Oder wieder. Ich weiß es nicht genau. Aber wir werden es herausfinden.«

»Gut, einverstanden. Da wir aber zugestimmt haben, wäre es nur recht von dir, wenn du damit beginnst, uns andere und neuere Informationen über ihn zu geben.«

»Das wäre nicht gut.«

»Warum nicht?«

»Zu spekulativ, John. Wir drei sollten uns selbst ein Bild von ihm machen.«

Wir kannten Bloch. Wenn er so sprach, dann hatte er sich entschlossen zunächst einmal nichts zu sagen und abzuwarten. Es war auch möglich, daß er nicht viel wußte, dies aber wollte ich nicht unterschreiben. Bloch war ein Mensch, der seine Handlungen genau durchdachte, und das würde er auch in diesem Fall so halten. Für ihn gab es keinen Grund, von seiner Linie abzuweichen.

So einsam, wie es den Anschein hatte, war die Gegend nicht. Hin und wieder sahen wir in einer Talmulde das eine oder andere Dorf liegen, oder auch Häuser, die sich auf Hängen verteilten und so wirkten, als

wären sie dort festgebacken.

Im Licht der tief stehenden Sonne sah der aufgewirbelte Staub wertvoll aus.

Das alles nahmen wir auf, als wir in nordöstlicher Richtung fuhren. Madrid lag vielleicht fünfzig Kilometer entfernt, zumindest die Vororte, aber ich war sicher, daß die Einsamkeit zunahm, je tiefer wir in die Bergwelt hineinfuhren.

Dort, wo wir Amero angeblich finden konnten, herrschte die Einsamkeit. Der Abbé hatte nur soviel erzählt, daß Amero immer so etwas wie ein einsamer Wolf gewesen war, der auf einem Pferd hockende reitende Tod, auf der Suche nach Ketzern.

Die Zeiten der Inquisition waren zum Glück vorbei, aber Reste hatten sich noch erhalten, wie wir von Bloch wußten. Mehr hatte er uns zu diesem Thema nicht gesagt.

Unser Ziel hieß Los Cantos, nicht gerade ein Touristenziel, ein einsames Dorf in der Sierra, bewohnt von Menschen, die noch an alte Werte glaubten, wo es bestimmte Regeln gab, über die in den großen Städten gelacht wurde.

Wir wußten auch nicht, wer den Templer-Führer informiert hatte. Auf der anderen Seite hatten wir soviel Vertrauen zu ihm, daß wir nicht damit rechneten, daß er uns in die Irre führte. Er würde sich nie erlauben, nur auf reine Spekulationen hin zu agieren, und deshalb waren wir auch nicht mißtrauisch geworden.

»Schau mal auf die Karte«, sagte Suko und zeigte nach rechts.

»Warum? Wir sind richtig.«

»Das hoffe ich. Ich will nur wissen, wie lange wir noch fahren müssen.«

»Höchstens eine Viertelstunde«, meldete sich der Abbé zu unserer Überraschung.

»Woher weißt du das?«

Da ich mich umgedreht hatte, sah ich sein Lächeln. »Ich war zwar nicht hier, aber ich kenne mich aus.«

»Sehr gut.«

»Der Würfel«, rückte er mit einer Erklärung heraus. »Er hat mir den Weg gewiesen, und er hat auch Amero aufgespürt. Er fühlte, daß der Tod wieder unterwegs ist. Es hat sich nichts geändert im Gegensatz zu damals, ich weiß nur nicht, wie er es schaffte, überleben zu können. Daß er mit dem Leibhaftigen im Bunde stand, war mir schon klar, aber es muß einen Trick gegeben haben, mit dem er dann zurechtkam.«

»Er hat ihm Seelen besorgt.«

»Ja, John, so spricht man.«

»Stimmt es denn nicht?«

»Das kann ich dir nicht sagen.«

Suko hatte eine Frage. »Und du weißt auch, wo wir diesen Amero finden können?«

»Möglicherweise«, untertrieb er.

»Dann raus damit!«

»Es gab früher eine Burg oder ein altes Schloß. Dort hat er gelebt, und dort ist auch seine Folterkammer gewesen. Deshalb ist es durchaus möglich, daß wir ihn da noch finden.«

»Also in den Keller gehen.«

»Falls er nicht verschüttet ist.«

Es war alles sehr vage, aber wir würden später genügend Informationen bekommen. In der Nacht oder am Abend wollte sich der Abbé mit uns auf den Weg machen, das war bereits abgesprochen worden. Wir hofften natürlich, Amero schon bei der ersten Suche stellen zu können, um seine Taten im Ansatz zu stoppen.

»Wenn ihr nach rechts schaut, könnt ihr Los Cantos bereits liegen sehen«, erklärte der Abbé.

Er hatte recht.

Der Ort lag auf einer Ebene und wurde praktisch von allen vier Seiten durch hohe Berge geschützt. In ihn hinein führte eine staubige Straße, und was da im Licht der Sonne schimmerte, waren nicht nur Fensterscheiben, sondern auch eine Tankstelle mitten im Ort, nicht mal weit entfernt vom Kirchturm, der in der Sonne goldfarben leuchtete.

Es gab keine hohen Häuser und auch keine breiten Räume zwischen den einzelnen Bauten. In dieser Region war das Klima rauh, die Winter konnten sehr kalt werden, und da war es besser, wenn die Häuser dicht beisammen standen, um sich gegenseitig vor der rauhen Witterung zu schützen. Ausgestorben wirkte der Ort nicht.

Ich konnte Menschen erkennen, die sich auf den Straßen oder Gehsteigen bewegten, ich sah Autos fahren oder Räder und Gespanne.

Wir rollten in eine Rechtskurve hinein, die von manchen Fahrern zu hart genommen worden war, denn außerhalb der Fahrbahn hatten sich manche Reifenprofile in den trockenen Boden seitlich der Straße eingedrückt, und ein mit Blumen geschmücktes Kreuz wies zudem darauf hin, daß an dieser Stelle jemand tödlich verunglückt war.

Noch immer von einer Staubwolke begleitet, rollten wir durch Los Cantos und wurden von den Bewohnern sofort registriert.

Wenn hier überhaupt Touristen herkamen, dann im Sommer und nicht im Dezember, wo der erste Schnee gefallen war.

Ich hielt nach der Burg Ausschau, bisher vergeblich. Wahrscheinlich versteckte sie sich zwischen den Schatten an den Berghängen oder in irgendeiner Schlucht.

Auch der Abbé war darüber nicht genau informiert. Wir würden fragen müssen.

Aus der staubigen Piste wurde eine gepflasterte Straße. Wir konnten froh sein, mit einem Geländewagen unterwegs zu sein, bei den vielen fehlenden Steinen.

Hinter uns war der Abbé ziemlich munter geworden. Er lag nicht mehr, sondern hatte sich hingesetzt und schaute mal aus dem rechten und mal aus dem linken Fenster, während die ersten Schatten der Dämmerung die Hänge herabkrochen.

Hinter schmalen Fenstern schimmerten bereits erste Lichter. Aus den Kaminöffnungen der flachen Dächer quollen Rauchschwaden, die sich in der kalten Luft verteilten und einen typischen Geruch verbreiteten, der auf viele Menschen gemütlich wirkte.

In den Gärten waren die Blumen verblüht. Ich entdeckte auch Steinwälle, die die Felder vor dem Wind schützen sollten, sah drei Kinder, die neben unserem Wagen herliefen und dabei immer wieder in die Höhe sprangen, weil sie einen Blick ins Innere des Fahrzeugs erhaschen wollten.

Jedes spanische Dorf hat so etwas wie einen Mittelpunkt, eine Piazza. Auch Los Cantos bildete da keine Ausnahme, und Suko, der Fahrer, stoppte etwa in der Dorfmitte und auch im Schatten der Kirche, die etwas erhöht stand. Um sie zu erreichen, mußten die Gläubigen eine Treppe hochgehen.

»Das war's«, sagte der Inspektor, als er den Motor abstellte, sich losschnallte und die Tür öffnete.

Mit ziemlich steifen Gliedern stiegen wir aus.

Der Abbé, der am besten spanisch von uns sprach, trug nicht seine Templer-Kutte mit dem Kreuz, sondern war normal gekleidet.

Eine dunkle Cordhose, Jackett, Pullover, eine dicke, gefütterte Jacke.

Unsere Ankunft war natürlich aufgefallen. Sie hatte sich herumgesprochen. Es versammelten sich einige Menschen in unserer Nähe, und der Abbé sprach einen Mann an, dessen dunkler Bart im Wind wehte. Der Mann hörte zu, schließlich nickte er, gab eine schnelle Antwort und deutete hoch zur Kirche.

Bloch bedankte sich und kam zu uns.

»Was war?« fragte ich, dem kalten Wind dabei den Rücken zudrehend.

»Ich hatte mir gedacht, daß wir uns mit einem Kenner unterhalten. Und da sind die Pfarrer erste Wahl.«

»Einverstanden.«

»Wo finden wir ihn?« fragte Suko.

»In der Kirche. Er nimmt die Beichte ab.« Bloch schaute auf die Uhr. »Allerdings nur noch einige Minuten, dann ist die Zeit vorbei. Wir können in der Kirche auf ihn warten.«

Damit waren wir einverstanden, stiegen die Treppen hoch und mußten eine alte Holztür öffnen, deren Angeln quietschten, als

würden sie gefoltert. Die Kirche war ein kleiner Bau aus hellem Stein. Dementsprechend klein waren auch die Fenster. Kaum breiter als Schlitze, dafür aber sehr lang und fast bis zum Boden reichend.

Wir hatten ein schlichtes Gotteshaus ohne großen Prunk betreten.

Nur wenige Bänke boten Platz. An den Seiten standen welche quer, und dort entdeckten wir auch den Beichtstuhl, der aussah wie ein von Meisterhand gefertigter geschnitzter Schrank. Dessen Holzmaserung wiederholte sich an der Kanzel, zu der eine Wendeltreppe hochführte. Am Altar brannten zwei Kerzen. Die Flammen rahmten ein Meßbuch, einen Tabernakel und ein darüber hängendes kleines Bild der Mutter Gottes ein. Die Decke über dem Altar war bemalt.

Wir konnten die Figuren allerdings nicht erkennen.

Nahe dem Beichtstuhl drückten wir uns in eine Bank, saßen dort nebeneinander und warteten. Aus dem Beichtstuhl hörten wir die flüsternden Stimmen, als wären dort Geister dabei, sich zu unterhalten, aber es war nur eine alte Frau, die mit einem Mann sprach. Bald schon verließ sie den Stuhl. Sie war bereits älter, in Schwarz gekleidet und hatte ihren Kopf mit einer bestickten Mantilla bedeckt. Für uns hatte sie keinen Blick. Sie ging auf eine entfernte Betbank zu, um sich dort niederzuknien. An der Seite des Beichtstuhls bewegte sich der Vorhang. Wenig später erschien der Pfarrer und bekam einen ungläubigen Blick, als er uns erkannte. Daß Fremde auf ihn warteten, um zu beichten, das hatte er wohl noch nie erlebt.

Der Abbé ging zu ihm. Beide flüsterten miteinander, und wieder schaffte Bloch es, einen Mann zu überzeugen. Er winkte uns zu.

Suko und ich folgten dem Pfarrer bis zu einer Seitentür in der Nähe des Altars und traten dann in einen kleinen Raum mit gelbweiß gestrichenen Wänden ein, der schlicht eingerichtet war.

Der Pfarrer gehörte zur jüngeren Generation. Zu unserer Überraschung sprach er fast fließend Englisch. Er bat uns, auf den dunklen Stühlen Platz zu nehmen und fragte, ob wir einen Wein trinken wollten.

Ich stimmte zu, der Abbé ebenfalls, nur Suko lehnte ab. Der Pfarrer stand auf. Aus einem Schrank holte er Tonbecher und eine fast noch volle Flasche Rose.

Er schenkte ein. Ich beobachtete ihn dabei. Der Pfarrer war ein schlanker Mensch, hatte pechschwarzes Haar und dichte Brauen.

Darunter lagen zwei Augen, die uns prüfend, aber mit einer gewissen Freundlichkeit anschauten.

Er verteilte die Becher, und wir prosteten uns zu.

Mir schmeckte der kühle Wein gut, auch der Abbé nickte, dann aber kam er zum Thema und berichtete davon, weshalb uns der Weg in diesen einsamen Bergort geführt hatte…

***

Husch – schwapp! Husch – schwapp!

Heinz Hollmann kannte die Geräusche. Er lag da, schaute und litt, als sich das mörderische Pendel immer wieder von einer Seite zur anderen bewegte und nach jedem Schwung erneut an Höhe verlor und sich immer mehr auf ihn zusenkte.

Hollmann wußte nicht, was er unternehmen sollte. Er konnte sich aus eigener Kraft nicht befreien. Er war ein Gefangener. Er war dem Kuttenträger auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und konnte sich keinen Grund vorstellen, das das Pendel stoppte.

Es würde schwingend tiefer und tiefer sinken, bis es dann mit seiner höllisch scharfen Außenkante allmählich seine Brust erst einschnitt und dann durchtrennte.

Es würde ihn zerstören, teilen…

Wenn er daran dachte, drehte er durch, aber das wollte er auch nicht. Er hatte sich vorgenommen, nicht zu schreien. Und vielleicht gab es für ihn auch noch eine Rettung, denn was hier ablief, das durfte einfach nicht wahr sein.

Das… das … war unmöglich. Das war eine reine Fiktion. So etwas gab es in Büchern oder in Filmen, aber doch nicht in der Wirklichkeit. Heinz Hollmann versuchte, sich immer wieder einzureden, hier einen Alptraum zu erleben, aber es hatte keinen Sinn, es stimmte nicht, das war kein böser Traum, kein Alptraum, er erlebte diesen Horror in der Wirklichkeit und gnadenlos.

Husch… schwapp …

Wieder war das Pendel gesackt. Der Schatten des Mordinstruments war deutlicher zu erkennen. Er bewegte sich ebenfalls über den Körper des Liegenden hinweg, als wollte er noch für einen zusätzlichen Horror sorgen. Hollmann wußte nicht, ob ihm kalt oder warm war. Mal schoß die Hitze in ihm hoch, dann wiederum fror er von den Haaren – bis hin zu den Zehenspitzen, was das Pendel nicht störte, es ließ sich auf seinem Weg in die Tiefe nicht aufhalten.

Es hing an einer starren Stange aus Metall, die unter der Decke sicherlich eingerastet war, aber auf dem Weg nach unten immer wieder aus einer Öffnung hervorglitt, so daß der tödliche Halbmond aus Stein weitersinken konnte.

Wie lange noch? Wie lange läßt man mich noch leben? Diese gedanklichen Fragen schrillten wie Schreie durch seinen Kopf, und Heinz Hollmann erlebte zum erstenmal überhaupt, was es heißt, Todesangst zu haben. Er hatte das Gefühl, sich übergeben und sich gleichzeitig in die Hose machen zu müssen. Es gab keine Realität mehr für ihn. In seinem Kopf war alles durcheinander geraten. Er konnte einfach nicht mehr begreifen, daß er dicht vor der Schwelle zum Jenseits stand.

Er würde nicht schnell sterben, sondern langsam, sehr langsam, unter

der Folter der Schmerzen leidend, wenn das scharfe Ende ihn durchsägte.

Längst hatte er aufgegeben, darüber nachzudenken, wie es möglich gewesen war, in eine derartige Lage zu geraten. Die Vergangenheit, auch wenn sie so nahe war, kam ihm plötzlich weit, sehr weit entfernt vor, und wenn er sich an sie erinnerte, dann verschwamm sie plötzlich vor seinen Augen zu einem farblosen Brei.

Befreien? Konnte er sich befreien?

Hollmann hatte es versucht. Er hatte seine Hände so schmal wie möglich gemacht und an diesen verdammten Klammern gezerrt. Er hatte auch versucht, die Hände durch die Öffnung zu zerren.

Nichts, gar nichts war ihm gelungen, abgesehen von einer eingerissenen blutigen Haut. Die eisernen Klammern hielten ihn fest.

Keine Chance!

Seine Beine konnte er bewegen, die Füße waren nicht gefesselt.

Ebenso wie der Oberkörper. Aber was brachte es ihm? Nichts, denn er hatte es immer und immer wieder versucht, sich halb gedreht, dabei die Beine angezogen, um eine Position einzunehmen, was ihm auch gelungen war. Nur hätte er auch dann dem grausamen Pendel nicht entfliehen können. Mit tödlicher Präzision schwang es hin und her und glitt dabei immer tiefer.

Husch… husch …

Heinz Hollmann hätte sich längst an die Geräusche gewöhnen müssen, er schaffte es nicht. Jedes »Husch« erinnerte ihn an seinen eigenen Herzschlag, der bald nicht mehr zu hören war.

Hollmann hatte geweint. Nicht geschrien. Dafür gejammert wie ein Tier, das lange eingesperrt war. Herzerweichend gejammert, und er hatte dabei das Bild seiner Frau vor Augen gehabt. Ihr Bild, das ihrer gemeinsamen Wohnung, die er in der Nacht verlassen hatte, weil ihn dieses verdammte Haus mit seinem Ruf lockte.

Das war in Hamburg gewesen.

Doch jetzt? Wo hielt er sich jetzt auf? Noch immer in Hamburg, unter der Erde, im Keller des Psycho-Hauses? Würden hoch über ihm ahnungslose Menschen durch das Haus wandern und den normalen Schrecken erleben, während er im Keller lag und der Tod in Form eines scharf geschliffenen Steinpendels immer näher kam?

Es bewegte sich nicht mal schnell, sondern mit einer schon perversen Schwerfälligkeit, aber er ließ sich auf seinem Weg nach unten nicht aufhalten.

Näher und näher rückte der Tod…

Und derjenige, der alles verschuldet hatte? Wo steckte er?

Ein paarmal hatte Heinz Hollmann versucht, den Kuttenträger zu entdecken. Es war ihm nicht gelungen. Seine Blicke waren ausschließlich durch das leere Gewölbe gewandert. Er hatte nur die

Schatten gesehen und den hellen breiten Streifen, der von oben her auf die Stufen der Treppe fiel, in deren Mitte aber versickerte.

Hatte das Schreien überhaupt einen Sinn? Würden ihn diejenigen hören, die sich hinter der offenen Tür am Ende der Treppe aufhielten? Heinz wußte es nicht. Es war auch nicht sicher, ob es dort ins Freie ging.

Nichts war sicher, bis auf eines.

Er würde sterben.

Husch… husch …

Wieder sackte das schwere Pendel tiefer…

***

Der Priester hieß de Luca und hatte eine Gänsehaut bekommen, die auch nach unserem Bericht nicht weichen wollte. Er trank hastig einen Schluck Wein, schaute uns an, hob die Schultern und merkte auch, daß wir auf einen Kommentar seinerseits warteten.

Er stotterte, als er sprach. »Das… das … kann ich einfach nicht glauben, Abbé.«

»Es stimmt.«

De Luca nickte. »Noch einmal von vorn, aber ganz kurz. Sie sind also der Meinung, daß hier in Los Cantos jemand sein Unwesen treibt, der schon als Inquisitor schreckliche Taten begangen hat?«

»So ist es.«

»Und der Mann heißt Amero.«

»Das stimmt auch. Kennen Sie ihn?«

»Nein. Wie auch?« De Luca schüttelte den Kopf. »Er muß doch schon seit einigen Hundert Jahren tot sein, denke ich. Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Wir stimmen mit Ihnen überein.«

Der Pfarrer lachte. Fröhlich klang es nicht, und er fragte: »Wie kann er dann noch leben? Er muß längst zu Staub zerfallen sein. Es wird nicht mal mehr Knochen von ihm geben.«

»Ich gehe davon aus«, erklärte der Abbé, »daß Amero einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat.«

»Und deshalb nicht tot ist?«

»Ja.«

Der Priester preßte seine Hände gegen die Stirn. »Das ist mir zu hoch«, flüsterte er. »Tut mir leid, aber da komme ich nicht mit. Ich kann einfach nicht glauben, daß jemand so lange überlebt hat. Wie sollte er das geschafft haben?«

»Da müßten wir ihn selbst fragen«, sagte ich.

»Wunderbar. Und vorher finden, wie?«

»So ist es.«

De Luca schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, auf was ich mich da

eingelassen habe. In meinem Leben habe ich schon viele Geschichten gehört, aber keine hat so geklungen, wie diese hier. Wenn wir ihn finden wollen, müssen wir irgendwo anfangen.« Er schaute jetzt den Abbé an. »Haben sie auch ›sehen‹ können, wo wir diesen Mörder suchen müssen?«

Bloch blieb ernst. »Das haben wir in der Tat. Sie kennen das alte Castell in den Bergen?«

»Sie meinen das Schattenschloß?«

»Wird es sq genannt?«

»Ja, weil es so düster ist und an einem Ort steht, an den kaum Sonne hingelangt.«

»Wir werden es finden«, sagte ich. »Müssen wir weit fahren?«

»Nein, das nicht. Aber das Gelände ist karg.« Er schaute aus dem kleinen Fenster der Sakristei. »Außerdem wird es bald dunkel. Da werden Sie sich leicht verfahren können.«

»Wollen sie mit?« fragte Suko.

»Nein, ich nicht, wo denken Sie hin?« Seine Stimme klang, als wäre er beinahe beleidigt. »Außerdem muß ich die Abendmesse halten.« Er schüttelte sich. »Mich kriegen Sie nicht in dieses Schattenschloß; das hat aber nichts mit Furcht oder Angst zu tun.«

Er deutete gegen seine Stirn. »Ich komme rational damit nicht zurecht. Alles, was Sie gesagt haben, mag stimmen, aber es will einfach nicht in meinen Schädel.«

»Ist verständlich«, stand ich ihm bei und lächelte schmal.

»Allerdings hätte ich gern von Ihnen gewußt, ob es hier in der Umgebung in der letzten Zeit auffällige Taten gegeben hat? Vorfälle, die mehr als ungewöhnlich waren und in das reale Weltbild nicht hineinpaßten. Ist Ihnen da etwas aufgefallen?«

Er runzelte die Stirn und hob die Schultern. »Nein, eigentlich nicht. Hier ist nichts geschehen, was einen unnormalen Lauf gehabt hätte. Das kann ich sagen.«

»Kein Mensch ist verschwunden?« fragte Suko.

»Nein.«

»Es ist auch keiner umgebracht worden?«

»Ebenfalls nicht.«

»Es tauchte auch keine gespenstische Gestalt nächtens in Los Cantos auf?«

»Da muß ich Sie ebenfalls enttäuschen. Das Leben ist in den normalen Bahnen verlaufen, bis zu dem Zeitpunkt, wo Sie dann plötzlich erschienen sind und doch zumindest bei mir einiges durcheinandergebracht haben. Wie sieht es denn mit anderen Menschen aus? Haben Sie damit auch schon gesprochen?«

»Nein, mit keinem Außenstehenden«, beruhigte ich ihn.

De Luca atmete auf. »Das ist gut, das ist sehr gut: Wissen Sie, wir

leben hier sehr einsam. Für den Madrilenen ist es schon das Ende der Welt, und da sind die Leute eben anders als in den Städten. Sie glauben noch viel von dem, was man ihnen erzählt.«

»Oh«, sagte ich verwundert. »Das hat sich angehört, als würden Sie uns nicht glauben, Señor de Luca.«

Er wurde etwas verlegen. »Wenn ich ehrlich sein soll, was man ja von einem Priester verlangt, so haben Sie recht, Señor Sinclair. Ich kann es auch nicht glauben oder nachvollziehen.« Er schaute gegen die Wand, verengte die Augen und suchte nach Worten. »Wissen Sie, das ist alles so eine seltsame Sache. Sie kommen hierher als Fremde. Stürzen praktisch in eine Welt hinein, die ein in sich geschlossener Kreis ist«, er zeichnete diesen Kreis mit seinen Händen noch nach und hätte beinahe die Becher auf dem Tisch umgestoßen, »und Sie verlangen, daß ich irgendwelche wirren Dinge glaube. Sorry, aber damit habe ich mich nie beschäftigt. Ich hatte auch keinen Grund. Das war für mich alles außerhalb der Norm, wenn Sie verstehen.«

»Natürlich verstehen wir Sie«, sagte der Abbé. »Wir möchten nur bitten, uns nicht zu behindern.«

De Luca fuhr mit seinen Fingern unter dem weißen Kragen entlang. »Was denken Sie von mir, Señores? Ich werde einen Teufel tun und die Menschen hier im Ort über Ihren Besuch informieren. Da brauchen Sie wirklich keine Sorgen zu haben.«

»Das ist gut.«

»Wem soll ich den Weg erklären?«

Diesmal war ich an der Reihe. »Mir bitte.«

»Gut, Señor Sinclair. Aber ich kann Ihnen auch die Strecke aufzeichnen. Da kommen Sie dann am besten damit zurecht.« Er holte Papier und einen Bleistift. Die Gänsehaut war geblieben und auch der Schweiß auf seinem Gesicht.

Wir schienen ihn in einen regelrechten Abgrund von Gefühlen gestürzt zu haben.

Ich schaute zu, wie er zeichnete. Er malte Los Cantos als Mittelpunkt, zeichnete die Berge schraffiert, gab die vier Himmelsrichtungen an, bevor er die Wege mit dünnen Bleistiftstrichen einzeichnete.

Dann reichte er mir den Zettel. »Ich hoffe, Sie werden aus meinem Gemalten schlau.«

»Doch, ich habe es begriffen.«

»Und Sie geben mir Bescheid, wenn Sie von der Besichtigung des Schattenschlosses zurückgekehrt sind?«

»Auf jeden Fall, Hochwürden.«

Er lächelte. »Ich will ja nicht wetten. Würde ich aber wetten, dann würde ich darauf setzen, daß Sie nichts finden, Señores.«

»Sie gestatten, daß wir anderer Meinung sind?« fragte Suko und lächelte dabei.

»Aber immer noch.«

Durch eine Seitentür traten wir wieder ins Freie. Wir befanden uns im Schatten der Kirche, der Wind blies an uns vorbei. Die Sonne war längst verschwunden, die Berge in der Nähe sahen jetzt düster und drohend aus. Noch war der Himmel nicht völlig dunkel geworden. Seine Farbe schwankte zwischen einem helleren Grau und einem dunkleren Blau. Sterne funkelten wie die Augen von Engeln aus dem Bilderbuch.

Ein kleiner Friedhof lag vor uns. Der Schatten des Turmes fiel bei Tageslicht auf ihn. Stumm standen die Grabkreuze und Steine auf dieser geweihten Erde.

Suko stieß mich an. »Na, was hältst du von de Luca?«

Ich tat verwundert, »Warum fragst du mich das?«

»Einen direkten Grund habe ich nicht. Aber bei ihm habe ich keinen großen Wunsch zur Zusammenarbeit feststellen können.«

»Stimmt. Aber kannst du ihm das übel nehmen? Wir haben seine kleine Welt gestürmt und habe sie zumindest für ihn aus den Fugen gehoben. Los, kommt!« sagte ich. »Wir wollen uns das Schattenschloß mal aus der Nähe ansehen.«

Um den Wagen zu erreichen, mußten wir die Kirche umrunden.

Die Tür war nicht ganz geschlossen. In dem schmalen Spalt malte sich eine Männergestalt ab.

Es war der Priester, der uns nachschaute…

***

Harry Stahl war nach dem Besuch bei Karin Hollmann doch ziemlich deprimiert gewesen. Um weiterzumachen, brauchte er eine Aufmunterung.

Den Wagen ließ er auf dem Parkplatz stehen. Zu Fuß ging er in Richtung Elbe und überlegte, ob er in einem italienischen Lokal etwas zu sich nehmen oder an einer der zahlreichen Freßbuden ein Fischbrötchen essen sollte.

Harry ließ seinen Hunger entscheiden. Der stimmte für das Fischbrötchen.

Der Agent hatte die Auswahl. Brötchen mit Lachs, mit Makrelen mit Heringen und Matjes. Er entschied sich für eines mit einem Brathering, legte drei Mark und fünfzig auf die Theke und bekam nicht nur das Brötchen, sondern auch das breite Lächeln der pausbäckigen Verkäuferin mit.

Harry Stahl stellte sich an eine Ecke der Bude, wo es nicht so zugig war, und aß. Der Fisch schmeckte hervorragend. Er war fleischig und fest, und auch die großen Zwiebeln waren knackig und nicht zu scharf. Für eine Weile vergaß er seinen Fall. Da auch noch Glühwein verkauft wurde, entschied er sich für eine Tasse, nachdem er den Fisch

gegessen hatte. Er trank langsam, bei jedem Schluck beschäftigte er sich gedanklich mit dem Fall, bei dem er auf der Stelle trat.

Er hatte auch nicht damit rechnen können, sofort einen Erfolg zu erringen. Was einige Jahre lang unter den Teppich gekehrt worden war, konnte nicht von heute auf morgen hervorgeholt werden.

Fest stand, daß sechs Männer verschwunden waren. Und keiner der Verschwundenen war bisher wieder aufgetaucht. Weder tot noch lebendig. Fest stand auch, daß die Menschen nach einem Besuch des Doms nicht wieder zu ihren Familien oder Ehefrauen zurückgekehrt waren, und diese Gemeinsamkeit war genau der springende Turm.

Harry ging davon aus, daß er noch etwas Zeit hatte. Der Dom lief noch einige Tage. In der Zeit mußte es ihm einfach gelingen, den Fall aufzuklären.

Aber wo? Tatsächlich in einer Geisterbahn oder diesem seltsamen Psycho-Haus? Er konnte es sich nicht vorstellen, und als er daran dachte, verzog er den Mund.

Das hörte sich seiner Ansicht nach zu sehr nach einem Filmdrehbuch an und nicht nach den Tatsachen. Aus einer Geisterbahn heraus spurlos verschwinden, wer glaubte schon daran?

Auf der anderen Seite gehörte Harry Stahl zu den Menschen, die in den letzten Jahren mit dem Unmöglichen Erfahrungen gesammelt hatte. Nicht zuletzt durch seine Freunde John Sinclair und Suko. Die beiden und er hatten schon so manchen Dämon zur Hölle geschickt, dies auch an ungewöhnlichen Orten. Zuletzt in einem Stasi-Knast der ehemaligen DDR. Es gab nichts, was es nicht gab, denn gerade die Wirklichkeit bot immer die tollsten Überraschungen.

Er hörte Tritte und drehte sich um. Die Verkäuferin hatte ihre Bude verlassen. Mit heißem Wasser säuberte sie die Stehtische. »Na – hat es Ihnen geschmeckt?« fragte sie den einsamen Mann.

»Sehr gut sogar.«

»Das freut mich.«

Harry räusperte sich. »Sagen Sie mal, macht sich eigentlich der Dom auch bei Ihnen bemerkbar?«

»Wieso?«

»Na ja, daß das Geschäft schlechter geht.«

Die Frau stellte den Eimer weg und lachte. »Nein, das auf keinen Fall. Das schlechte Wetter ist nicht gut für das Geschäft. Im Sommer dagegen haben wir hier nahe der Landungsbrücken viele Touristen, da können wir nicht klagen.«

»Dann gefällt Ihnen der Dom also?«

Sie nickte heftig. »Und wie. Der gehört zu Hamburg wie der Michel und die Elbe.«

»Gehen Sie auch hin?«

»Zweimal sogar.«

»Super.«

»Sie sind fremd in Hamburg, wie? Na ja, man hörte es ja an Ihrem Dialekt. Und wenn ich Sie so sehe, könnte ich mir vorstellen, daß sie darüber nachdenken, ob Sie den Dom nicht auch besuchen wollen. Habe ich recht?«

»Volltreffer.«

»Ich sage Ihnen, gehen Sie hin. Sie werden es nicht bereuen.«

»Auch tagsüber? Jetzt, zum Beispiel?«

Die Frau nickte. »Sicher, da haben Sie die freie Auswahl. Da ist noch nicht soviel los. Sie werden bestimmt Ihren Spaß haben.«

»Dabei liebe ich Geisterbahnen.«

Sie lachte, so daß zwei Goldzähne funkelten. »Herrlich. Da sind Sie genau richtig.«

»Wieso?«

»Vier Geisterbahnen sind auf dem Dom vertreten, wenn ich mich nicht täusche. Es können auch drei sein, ist ja egal. Aber sie kommen auf Ihre Kosten, glauben Sie mir.«

»Man hat mir von einem Psycho-Haus erzählt.«

»Ja, das gibt es auch.«

»Kennen Sie es?«

Die Frau wrang ihre Lappen aus. »Nun ja, nicht direkt. Ich selbst war noch nicht drin. Es ist auch keine Geisterbahn, aber eine Bekannte war ganz begeistert davon.«

»Ist es so schaurigschön?«

»Kann man sagen. Sie sitzen ja nicht in einem Wagen und werden gefahren, Sie müssen sich oft durch stockfinstere Gänge tasten und werden immer dann, wenn Sie nicht damit rechnen, erschreckt.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte sich.

»Oh, da sind Kunden…«

»Danke für den Rat.«

»Bitte, bitte, gern geschehen.«

»Der Fisch war super.«

»Bei mir immer.«

Harry mußte lächeln. Diese Frau hatte ihm gefallen. Sie war von echtem Schrot und Korn, die hätte sogar auf die Bühne des Ohnsorg-Theaters gepaßt.

Der Dom lag zwar nicht allzu weit entfernt, aber Harry wollte trotzdem nicht zu Fuß gehen, deshalb hielt er Ausschau nach einem Taxi. Lange brauchte er hier, nahe der Eibbrücken nicht zu suchen, und der Fahrer nickte, als er das Fahrziel hörte.

»Da haben Sie sich aber eine gute Zeit ausgesucht.«

»Warum?«

»Sie brauchen sich nirgendwo anzustellen.«

»Das glaube ich auch.« Harry lachte. »Ist ja auch schlimm, wenn man

bei einem solchen Wetter warten muß.«

»Da trinken Sie am besten einen Grog, damit läßt sich auch die längste Wartezeit aushalten.«

»Sie sind Kenner, wie?«

Der Fahrer schabte über sein kurzgeschorenes Haar. »Na ja, irgendwo schon. Wer so lange durch die Stadt fährt wie ich, kennt natürlich alle Feinheiten und auch Tücken.«

»Auch die, die den Dom betreffen?«

»Klar doch.«

»Wie sie hören, bin ich fremd hier. Was muß man eigentlich auf dem Dom erlebt haben?«

»An Karussells oder so?«

»Genau.«

Sie hielten vor einer roten Ampel. »Das Riesenrad ist natürlich Pflicht. Da haben Sie einen wunderbaren Blick über die Stadt. Einmalig sage ich Ihnen.«

»So hoch wollte ich an sich nicht hinaus. Ich bleibe lieber auf dem Boden. Jemand hat mir da von einer besonderen Attraktion erzählt. Es soll da ein Psycho-Haus geben.«

»Stimmt.«

»Sie sagen das so trocken.«

Die Ampel sprang um, das Taxi setzte sich wieder in Bewegung.

»Na ja, ich habe keinen Draht zu diesen Dingen, wenn Sie verstehen. Das ist alles nicht echt, das ist Illusion, da machte man Ihnen oder dem Besucher etwas vor.«

»Kennen Sie denn das Haus?«

»Ich war mal drin, mit Verwandten vom Land. Ist nicht schlecht, alles wurde gut gemacht, aber ich kann darauf verzichten.«

»Mai sehen.«

Der Fahrer zog seinen schmalen Mund noch breiter, als er Harry anlächelte. »Sie scheinen wohl ein Faible für Grusel zu haben.«

»Mich interessieren Geisterbahnen.«

»Dann haben Sie auf dem Dom die freie Auswahl.« Er deutete nach vorn. »Eine tolle Kulisse, nicht?«

Das war sie in der Tat. Harry Stahl zeigte sich beeindruckt. Er sah das gewaltige Riesenrad, das wie ein riesiges Auge alles andere überragte. Er entdeckte auch die Aufbauten der Achterbahn mit ihren dreifachen Loopings, und darunter zeichneten sich die Dächer der zahlreichen anderen Attraktionen ab. Dies alles war auf einem großen Gelände aufgebaut worden, mit breiten Straßen und Wegen zwischen den einzelnen Buden, damit auch die Besucher Platz genug hatten.

»Ich fahre direkt bis zum Eingang vor!« entschied der Fahrer.

»Danke, das ist nett. Eine Frage noch. Wie komme ich am schnellsten zu diesem Psycho-Haus? Damit möchte ich nämlich anfangen.«

»Kein Problem. Sie brauchen nicht weit zu gehen. Halten Sie sich rechts.«

»Wunderbar.«

Sie stoppten wenig später. Harry zahlte die Gebühr, gab ein Trinkgeld, und der Fahrer wünschte ihm noch viel Spaß. »Danke, den werde ich wohl haben.« Stahl stieg aus und schlug die Tür zu.

Gut geschauspielert, dachte er.

Ob er tatsächlich viel Spaß haben würde, stand noch längst nicht fest.

Der Wagen rollte davon. Stahl blieb für einige Sekunden stehen und schaute sich die Bauten aus der Nähe an. Der Anblick des Riesenrads erinnerte ihn auch jetzt wieder an den Wiener Prater. Es drehte sich sehr langsam und gemächlich. Um diese Zeit waren nur die wenigsten Gondeln besetzt, aber zu leer war es auf dem Dom auch nicht, da das Wetter einen Besuch durchaus zuließ.

Schulkinder hatten wohl ihren Wandertag zum Dom hin verlegt.

Die Jungen und Mädchen bevölkerten den großen Platz, verteilten sich aber schnell und hatten ihren Spaß. Unter großem Gekreische und Gejohle suchten sie sich die entsprechenden Attraktionen aus.

Es gab für sie Sonderpreise, was auch weidlich ausgenutzt wurde.

Auch Harry wäre gern locker über den Dom gewandert. Das allerdings wollte ihm nicht gelingen. Er mußte ständig an die Verschwundenen denken und machte sich auf den Weg zu seinem Ziel.

Der Fahrer hatte sich nicht geirrt. Das Psycho-Haus war sehr bald gefunden, denn auf der rechten Seite fiel das alleinstehende Gebäude auf. Es war außen düster, und seine Form erinnerte sehr an das Haus aus dem Film PSYCHO. Deshalb hatte man ihm wohl auch den Namen gegeben.

Harry kannte den Film. Nicht aus dem Kino. Er hatte ihn nach der Wende mal auf dem Bildschirm gesehen und war begeistert davon gewesen. Auch jetzt, beim Anblick des anderen Hauses, konnte er sich diesem Einfluß nicht entziehen. Es mochte auch daran liegen, daß ihm der Film stark ihm Gedächtnis haften geblieben war.

Eigentlich interessierten sich Kinder und Jugendliche immer besondersfür außergewöhnliche Dinge. Vor allen Dingen dann, wenn sie gruselig waren. Seltsamerweise schien sich keiner der Besucher für das Haus zu interessieren. Vielleicht lag es an der rauhen, unheimlich klingenden Stimme, die aus den Außenlautsprechern drang. Sie wollte die Gäste mit überzeichneten Sätzen und Worten ins Haus locken. Immer wieder sprach sie von den kaum beschreibbaren Ängsten, von dem Haus, in dem die Schrecken wahr wurden und das Grauen über die Wände hinwegfloß. Wo es zu einer ersten Begegnung mit der Hölle kommen würde, und wo der Besucher bis hinab zum Teufel fuhr.

In den kleinen Sprechpausen klang das rauhe Gelächter auf, das

sensible Menschen sicherlich abschreckte.

Die Frau in dem schmalen Kassenhäuschen zog ein gelangweiltes Gesicht und ärgerte sich wohl, daß die Besucher so wenig Interesse für ihre Attraktion zeigten. Sie schaute auf, als Harry Stahl auf das Kassenhäuschen zuging. Ein Gang durch das Haus kostete vier Mark. Harry legte einen Schein hin, und die Frau suchte nach Wechselgeld.

»Ist es auch nicht zu schlimm?« fragte Stahl. Er hatte sich gebückt, um die Person durch die Scheibe ansprechen zu können.

»Kommt darauf an.«

»Nun ja, ich bin ein etwas ängstlicher Mensch. Ich habe da von der Hölle etwas gehört und…«

Er erhielt die Eintrittskarte und einen schiefen Blick zugesandt.

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Meister?«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Machen Sie Ihre Runde, dann werden Sie ja sehen, wo Sie landen. Ist das ein Vorschlag?«

»Und ich komme aus dieser Hölle wieder heraus?«

»Glaube schon.«

»Sind alle wieder herausgekommen?«

Die Person war mißtrauisch geworden. »Was soll das? Weshalb fragen Sie so komisch?«

»Ich meine ja nur.«

»Wenn Sie meinen, können Sie sich in das Kinderkarussell setzen und die Karte zerreißen.«

Stahl lachte. »Eine gute Idee, wirklich. Ich werde es mir überlegen.« Er schaute noch einmal an der Fassade hoch und hörte das dröhnende Lachen.

»Und?«

»Ich werde gehen.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke.«

Harry wandte sich nach links und hatte schon sehr bald den Gittergang betreten. Um den Eingang an der Seite zu erreichen, mußte er zahlreiche Ecken und Kurven überwinden. Er ließ sich dabei Zeit, schaute sich immer wieder die düstere Fassade an, lauschte auch der dröhnenden Stimme, blickte noch einmal zurück und entdeckte einige Jugendliche, die sich vor dem Haus versammelt hatten und darüber diskutierten, ob sie es betreten sollten oder nicht.

Er jedenfalls tat es, und schon nach den ersten Schritten hielt ihn die Dunkelheit umklammert. Für einen Moment war Harry irritiert, ging weiter – und schrak zusammen, als plötzlich vor ihm ein Monster aus der Finsternis erschien und ihn anglotzte.

Auch in dem Haus mußte er um Ecken gehen, er schob sich durch die Gänge, erreichte auch eine Treppe, die nicht so einfach zu überwinden

war, weil von den Decken herab Stangen hingen, die die Treppe noch enger machten.

Mit Händen und Schultern drückte er sie zur Seite, stieg wieder eine Treppe hoch, erlebte die gleichen Hindernisse, ging auch über einen weichen Boden, sah hin und wieder schreckliche Gestalten aus dem Dunkel erscheinen und mußte schließlich eine Tür öffnen, die ihn in einen größeren Raum führte.

Er war mehreckig angelegt, und Harry wunderte sich über den Mann, der rechts neben der Tür auf einem Hocker saß. Er trug einen Pullover und Jeans, las in einem Magazin, schaute hoch und sagte erst mal nichts.

Harry blieb stehen. Er drehte sich und schaute sich dabei um.

Den Schrecken sah er nicht, dafür eine andere Tür, die der ersten gegenüberlag. Dort ging es weiter.

Da der Mann sich nicht geäußert hatte, wollte Harry auf die Tür zugehen, doch da wurde der Knabe lebendig. »He, noch nicht!«

Harry blieb stehen. »Wieso?«

»Sie müssen erst noch warten.«

»Auf was denn?«

»Werden Sie schon sehen.«

»Gut, wie Sie meinen.«

Es wurde wieder still. Der Aufpasser blätterte um. Harry empfand das dabei entstehende Knistern als überlaut, und ebenso laut nahm er die Stimme wahr, die plötzlich auf ihn eindröhnte und mit einem scharfen Lachen begann.

Der Mann las Zeitung, er rauchte jetzt auch und achtete nicht auf die Worte, die er kannte.

Harry mußte über den Text lächeln. Ihm wurde versprochen, daß es ab jetzt kein Entrinnen mehr gab, denn der Fahrstuhl in die Hölle wartete bereits auf ihn.

Sehen konnte er ihn nicht. Es dauerte noch eine Weile, bis die Stimme zum Schluß gekommen war. Natürlich endeten die bösen Worte wieder mit einem Lachen.

»Und jetzt?« wandte sich Harry an den Aufpasser.

»Können Sie gehen.«

»Durch die Tür?«

»Ja.«

»Und dann?«

Der Mann verdrehte die Augen. »Haben Sie nicht zugehört? Sie werden den Fahrstuhl zur Hölle betreten.«

Harry zeigte ein Grinsen. »Und Sie kommen dann, um mich aus der Hölle zu retten?«

»Nein, ich lasse Sie verrotten.«

»Danke, ich schicke Ihnen dann eine Karte.«

Der Knabe vertrug keine weiteren Spaß mehr. Er hatte sich wieder in seinen Lesestoff vertieft. Harry Stahl schritt über die Holzbohlen auf die gegenüberliegende Tür zu, die hinter der der Fahrstuhl zur Hölle liegen sollte.

Die Tür sah wirklich so aus, als würde sie in ein Verlies führen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Harry Stahl betrat ein düsteres Viereck, eine unheimliche Kammer mit einem unebenen Boden, der aus Wellen bestand. Eine Steinimitation, allerdings etwas weich und nachgiebig, wie es nur Kunststoff sein konnte.

Es sollte tatsächlich ein Fahrstuhl sein. Zumindest einer der älteren Generation. Harry sah auch eine Leiste, auf der die einzelnen Stockwerke in Form von Zahlen abgebildet worden waren. Es ging bis zur Zahl 500. Da also lag die Hölle.

Er schmunzelte und hörte plötzlich die Stimme, die ihn begrüßte.

Es war dieselbe wie im Vorraum, das Band lief weiter, und diesmal klang sie nur höhnisch und triumphierend. Sie erklärte Harry, daß es kein Entrinnen mehr für ihn gab, daß alle Gesetze der Physik aufgehoben waren und ausschließlich die Hölle regierte. Ihm wurde noch eine gute Reise in die Verdammnis gewünscht, dann ging es los.

Das Licht fing an zu flackern, der Boden vibrierte, und das Zittern übertrug sich auch auf den wartenden Mann. Über sich sah er eine gut nachgemachte Steindecke, die so aussah, als würde sie jeden Augenblick herunterkommen.

Durch rasch vorbeilaufende Bilder an den Seiten – sie wischten von unten nach oben davon, sollte der Gefangene das Gefühl bekommen, in die Tiefe zu rasen, und die Zahlen leuchteten in rascher Folge auf: vierzig, fünfzig, sechzig…

Tiefer und tiefer ging es.

Die schaurige Stimme begleitete die Reise in die Tiefe. Harry achtete nicht auf die Worte. Seine Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge. Sie beschäftigten sich mit den verschwundenen Personen. Er konnte sich sogar vorstellen, daß sie haargenau in diesem Verlies hier verschwunden waren, aber er sah nicht, auf welche Art und Weise das geschehen konnte.

Oder würde nichts passieren?

Die Stimme überschlug sich plötzlich. Sie sprach davon, daß das Seil gerissen und damit die letzte Chance vorbei war. Jetzt gab es keine Rettung mehr. Die Hölle hatte ihre Pforte geöffnet und zerrte den Menschen in ihr Reich.

Sie rasten!

Gut gemacht, das gab Harry zu. Der Boden zitterte stärker, das Licht flackerte.

Schatten und Helligkeit huschten über die Wände, den Boden und seine Gestalt. Er hatte sich breitbeinig hingestellt, um das

Gleichgewicht zu halten.
Der schaukelnde Boden wollte auch ihn erwischen, und er fühlte sich von einer Seite auf die andere geschleudert.
Weiter, noch weiter!
Dann der Ruck!
Sie standen!
Harry lächelte. Wenn das alles gewesen war, dann…
Es war nicht alles gewesen. Seine Augen weiteten sich plötzlich, er schüttelte den Kopf, denn auf einmal waren die Wände vor ihm verschwunden, als hätte sie jemand blitzschnell abgebaut.
Dafür sah er eine andere Szene. Harry wußte nicht, ob er sich dieses schaurige Bild nur einbildete oder ob es den Tatsachen entsprach. Zugleich erinnerte er sich an seinen Besuch bei Karin Hollmann. Auf einer Anrichte hatte er das Foto ihres verschwundenen Mannes gesehen, und genau diesen Mann entdeckte er vor sich wie ein Hologramm, ein im Raum schwebendes dreidimensionales Bild.
Hollmann war halbnackt. Gefesselt lag er auf einem Steinaltar, den Kopf zur Seite gedreht, mit den Augen in die Höhe schielend.
Er hatte den Blick auf einen mächtigen Gegenstand gerichtet, der ziemlich dicht über ihm schwebte und von einer Seite zur anderen schwang, wobei er nach jeder Pendelbewegung ein Stück tiefer sank.
Harry konnte sich ausrechnen, wann die scharfe Schneide des Steinpendels den Körper zerteilen würde…

***

Der graublaue Himmel machte alles gleich, und auch die Felsen und Hänge warfen tiefe Schatten in die klare Winterluft.
Ich schaltete hin und wieder das Licht ein, um einen Blick auf die Karte zu werfen. Es war leicht möglich, sich zu verfahren, und ich war jetzt über die Zeichnung froh. Sie bewies mir, daß sich der Pfarrer in der Gegend gut auskannte.
Er selbst hatte ja nicht mitkommen wollen. Ob der Grund tatsächlich die Abendmesse gewesen war, nahm ich zwar hin, aber ich hatte auch gleichzeitig meine Zweifel.
Der Abbé saß wieder auf dem Rücksitz. Er bewegte sich im Rhythmus der schaukelnden Fahrweise, schaute nach draußen und sah im Fernlicht ebenso wenig wie wir.
Der bleiche Teppich wanderte über den Boden. Er traf Felsen, Hänge und Geröll, tauchte in Spalten hinein und ließ auch so etwas wie einen Weg erkennen, dem wir folgten.
Nur das alte Castell sahen wir nicht.
Die wenigen Lichter des Ortes waren längst hinter uns zurückgeblieben. Wir konnten sie noch sehen, wenn wir uns drehten. Dann schimmerten sie weit unter uns wie eine Insel.

Ich hoffte nur, daß uns der Abbé richtig geführt hatte und sich dieser Fall nicht als Seifenblase herausstellte, die plötzlich platzte.

Bisher hatten wir den Inquisitor noch nicht zu Gesicht bekommen, was auch bei Bloch der Fall gewesen war, denn er hatte sich ausschließlich auf seinen Würfel verlassen.

Ich mußte stoppen, weil eine Kurve ziemlich eng war. Danach führte der Weg relativ steil hoch, aber wir konnten uns auf den Geländewagen verlassen. Sein Allrad trieb und packte auch diese Strecke, und der weiße Teppich aus Licht fand ein Ziel.

»Das ist es!« Bloch hatte sich gemeldet. Seine Stimme verriet die Spannung, unter der er stand.

»Du bist dir sicher?«

»Ja, John, das bin ich.«

»Okay.«

»Es sieht auch wirklich aus wie eine alte, kleine Burg«, meinte Suko. »Auch wenn nicht alles mehr vorhanden ist.«

Sicherlich wäre das Licht des Tages jetzt dienlich gewesen, aber das gab es nun mal nicht, und so mußten wir uns auf das Scheinwerferlicht verlassen.

So dicht wie möglich rollten wir an das Ziel heran, stoppten dann und stiegen aus, nachdem wir unsere Taschenlampen mitgenommen hatten. Es war eine kalte und stille Nacht. Der Atem kondensierte vor unseren Mündern, und der Himmel über uns sah aus wie ein unendlicher, düsterer Stausee, dessen Wassermassen von keinem Windzug berührt und gekräuselt wurden.

Das Licht der Lampen würde uns erst etwas bringen, wenn wir das Castell betreten hatten. Bis dahin mußten wir noch den Weg hochgehen und über Geröll klettern.

Ich leuchtete den Boden ab, weil ich auch nach irgendwelchen Spuren suchte, die jemand vor uns hinterlassen hatte. Da war nichts zu sehen. Und eine Vegetation war so gut wie nicht vorhanden. Es gab kein Gras, keine Bodendecker, nichts, wir sahen nur den kalten, nackten Fels.

Es gab zwischen uns nicht viel zu besprechen. Hin und wieder lösten sich unter unseren Schuhen kleine Steine und rollten den Hang mit tickenden Geräuschen zurück.

Bei diesem alten Castell gab es keinen Vorhof, keine großen Tore, es war direkt in die Felsen hineingebaut worden. Man hatte die natürliche Formation optimal ausgenutzt, Mauern und Türme geschaffen und einen großen Eingangsbereich. Innerhalb des dunklen Vierecks tanzten die Kreise unserer Lichtstrahlen, was aber nicht alles war, denn dahinter, wo es eigentlich stockfinster hätte sein müssen, sahen wir stark gedämpften Schein.

Licht?

Ich wußte es nicht, aber wir mußten mit allem rechnen. Wir schoben uns behutsam näher. Da ich die Führung übernommen hatte, blieb ich auch als erster in dem offenen Eingang stehen.

Es war nicht zu erkennen, ob hier jemals eine Tür den Besucher aufgehalten hatte. Zumindest fanden wir keine mehr vor. Dahinter lag die Felsenhalle mit den dicken Wänden und dem ungewöhnlichen Licht.

Der graue Schein ließ sich nicht wegdiskutieren. Er war vorhanden, aber auch sechs Augen schafften es nicht, die Lichtquelle zu entdecken.

Die Quelle für dieses graue Schattenlicht schienen die Wände selbst zu sein!

Suko war rechts von mir stehengeblieben, der Abbé links. Bloch war es, der den Kopf schüttelte, bevor er sprach. »Hier stimmt einiges nicht«, flüsterte er.

»Was meinst du damit?«

»John, das ist klar. Oder gib mir eine Erklärung für den Lichtschein. Kannst du das?«

»Im Moment nicht.«

»Eben. Soll ich dir sagen, welches Gefühl ich habe? Willst du es hören?« Seine Stimme klang hektisch. Er hatte geflüstert, doch die Nervosität hatte er nicht unterdrücken können.

»Ich warte darauf.«

»Wir stehen hier vor einem Tor in die Vergangenheit oder in eine andere Dimension. Das ist Magie, John. Diese Mauern sind von der Magie eines gewissen Amero erfüllt. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht für mich. Dieser Inquisitor hat auch nach seinem Tod die Spuren hinterlassen. Das düstere Licht ist ein Teil von ihm, und er muß wirklich mit dem Teufel oder einem anderen Dämon einen Pakt geschlossen haben. Eine andere Erklärung habe ich nicht.«

Ich hütete mich davor, Blochs Worte nicht ernst zu nehmen. Tore dieser Art waren auch uns bekannt, mehr als einmal schon hatten sie uns geschluckt und zu magischen Reisen mitgenommen. Es konnte durchaus sein, daß innerhalb dieses Castells das Grauen lauerte, das für uns Menschen dann tödlich war.

Keiner ging. Jeder von uns versuchte zu erkennen, was innerhalb des Castells lag. Da malte sich nichts ab, sie sahen auch keine Bewegung, nur eben das riesige, körnige, graue Licht, das sich wie ein Vorhang ausgebreitet hatte.

Ich wollte das Innere des Castells nicht unvorbereitet betreten und holte mein Kreuz hervor. Als Suko lächelte, wußte ich, daß er einen ähnlichen Gedanken gehabt hatte, und auch der Abbé machte auf mich einen zufriedenen Eindruck.

Wenig später lag das Kreuz auf meiner Handfläche. Es war ja nicht

nur ein Schutz, sondern zugleich ein Indikator, ein Aufspürer für das Böse, das Dämonische. Sollte ich vor einem mit fremder Magie belegten Tor stehen, würde ich gewarnt.

»Geh du vor!« flüsterte Suko.

»Okay.«

Ich bewegte mich langsam. Bis zur Grenze waren es nur mehr zwei Schritte. Dann begann die Schwelle, und dicht dahinter fing die andere Welt an.

Ich bewegte mich vorsichtig. Mein Blick war zugleich nach vorn und auf meine Hand gerichtet, denn ich wollte jede Veränderung des Kreuzes automatisch wahrnehmen.

Suko und der Abbé blieben wie zwei Leibwächter hinter mir zurück, und mich umfing nach dem nächsten Schritt das seltsame graue Licht. Ich ging noch weiter. Es mußte doch etwas passieren.

Ich wartete darauf und war enttäuscht, daß sich nichts tat.

Ein Blick auf das Kreuz bewies mir, daß alles in Ordnung war.

Kein Flackern, kein Zucken eines fremden Scheins. Ich erlebte keinen Angriff einer anderen Macht.

Seltsam…

Ich ging weiter.

»John…«

Suko hatte gerufen, aber seine Stimme hatte sehr undeutlich geklungen, als wäre er sehr weit entfernt. Ich drehte mich um und hätte ihn sowie den Abbé sehen müssen, was auch geschah, nur zeigten sie sich von der Perspektive verändert.

Sie kamen mir nicht mehr vor, als würden sie noch auf demselben Fleck stehen. Zwar bewegten sie sich nicht, aber es mußte da jemand gegeben haben, der sie zurückgeschoben hatte, denn sie waren weit, sehr weit von mir entfernt.

»Was ist denn?« rief ich.

Keiner antwortete auf meine Frage. Dafür aber hörte ich wieder Suko sprechen. »John, was hast du? Was siehst du? Was ist da?«

»Nichts.«

»Warum gibst du keine Antwort?«

Erst jetzt wurde mir klar, daß sie mich nicht hören konnten. Uns trennten Meilen, die durch menschliche Rufe akustisch nicht zu überbrücken waren.

Ich winkte ihnen. Doch auch dieser Versuch scheiterte, denn sie reagierten nicht.

»John, verdammt, komm zurück!«

Sollte ich, sollte ich nicht?

Ich überlegte wohl zu lange, denn Suko und der Abbé handelten.

Sie setzten sich in Bewegung, um gemeinsam die magische Grenze zu überschreiten.

Klappte es bei ihnen auch?
Nein, die ungewöhnlich hektische Bewegung meines Freundes Suko war nicht normal. Was für mich so aussah, als wäre kein Widerstand vorhanden, traf auf Suko und den Abbé nicht zu. Ihnen gelang es nicht, das Tor zu durchschreiten. Es war da eine Kraft vorhanden, die sie aufhielt, die es verschloß, und diese Kraft mußte mit dem seltsamen grauen Licht zusammenhängen.
Mich hatte es durchgelassen.
Warum?
Das Kreuz!
Es gab keine andere Lösung. Einzig und allein das Kreuz hatte diese Dimensionsgrenze aufgelöst, und einen derartigen Talisman besaßen meine beiden Freunde nicht.
Ich war also auf mich allein gestellt, wenn ich nach vorn ging. Ich konnte natürlich einen Rückzieher machen und mich wieder zu den beiden gesellen, das aber wollte ich auch nicht. Wenn ich schon mal in diesem von alter Magie beherrschten Castell steckte, wollte ich die Chance auch nutzen und mich umschauen.
Wohin führte der Weg?
Zum Glück sorgte das Licht für eine einigermaßen gute Sicht.
Zwar konnte ich die Umgebung nie direkt und klar erkennen, aber ich fühlte mich auch nicht wie jemand, der durch dichten Nebel tappte und sich bei jedem Schritt vorsehen mußte.
Im Gegensatz zu draußen war der Boden unter mir geröllfrei. Es lagen keine Hindernisse im Weg, die zu einer Falle hätten werden können. Ich kam gut weiter und ging einfach geradeaus. Ich hielt auch die Taschenlampe eingeschaltet, aber dieses Licht brachte nicht viel. Es wurde, zumindest kam es mir so vor, von dem grauen, schwächeren Schein regelrecht aufgesaugt, so daß ich auf die Lampe verzichten und mich auf die normale »Beleuchtung« verlassen konnte.
Der Weg führte mich tiefer in das Castell hinein und damit auch auf eine Treppe zu. Ich sah sie wie in einem Nebel erscheinen, zuerst nur zwei oder drei Stufen, dann mehr, je weiter ich mich der Treppe näherte. Vor der ersten Stufe hielt ich an und schaute hinunter.
Auch hier war das graue Licht vorhanden. Es hing wie ein Schleier aus Gaze in der Luft, und wenn ich atmete, hatte ich das Gefühl, es zu trinken oder zu schmecken.
Bisher war es still um mich herum gewesen. Das änderte sich, denn ich hörte von unter her die ungewöhnlichen Laute zu mir hochklingen. Im ersten Moment war ich irritiert und konzentrierte mich so stark wie möglich auf die Geräusche.
Es war schon ungewöhnlich, denn ich fand heraus, daß sie sich anhörten, als wäre jemand dabei, mit einem feuchten Lappen gegen irgendwelche Scheiben zu schlagen oder sie auch nur zu streifen, und

sie hatten auch einen seltsamen Klang.

Husch… husch …

Etwas schien sich durch die Luft zu bewegen. Bestimmt keine Fahne, denn hier war es windstill. Mich umgab sowieso eine fremde, unheimliche Welt, deren äußerer Rahmen – das Castell – nur in die Realität hineinpaßte, das Innere aber von den Mächten einer anderen Dimension beherrscht wurde.

Ohne Leben war es also nicht, und ich bewegte mich wohl nicht als einzige Person durch diesen irgendwie zeitlosen Raum, wo sich Vergangenheit und Gegenwart verschoben hatten.

Um herauszufinden, was sich dort unten tat, mußte ich die Stufen hinabgehen. Am Ende der Treppe würde ich das Geheimnis lüften können. Ich war vorsichtig, denn alte Treppen sind oft brüchig. Auf meinem Rücken spürte ich ein kaltes Kribbeln, als wären Spinnen dabei, mit ihren Eisbeinen über meine Haut hinwegzulaufen.

Drei, vier Stufen schaffte ich. Es passierte nichts. Vor und unter mir lag eine normale Treppe. Kein Wegbrechen oder Knirschen des Gesteins, ich kam normal weiter, es war alles okay.

Der Schrei war schrecklich, brutal und steckte voller Todesangst.

Und damit war der Frieden vorbei!

***

Das riesige Steinpendel kam. Es war grausam, es ließ sich nicht aufhalten. Es war die tödliche Säge, die jeden Körper und jedes Material, das schwächer war, zerteilen würde, und das wußte auch der gefesselte Heinz Hollmann.

Er lag noch immer mit dem Rücken auf der Steinplatte, ohne sich so bewegen zu können, daß er dem Pendel entkam. Egal, was er auch versuchte, wie er sich auch drehte, das Pendel würde ihn immer erwischen.

Es war furchtbar, und es ruckte immer noch tiefer. Manchmal befürchtete Hollmann, daß es beim nächsten Ruck nicht mehr gehalten werden konnte, dann würde es wie ein Fallbeil nach unten rasen, doch es wurde immer wieder gehalten, und die verfluchte Folter nahm ihren Fortgang.

Heinz Hollmann keuchte. Er er- und durchlebte eine fürchterliche Angst, ein Gefühl, für das er keine Worte mehr fand. Das Grauen war einfach zu stark. Für ihn gab es die normale Welt schon nicht mehr. Alles hatte sich verändert, verdichtet, es gab einzig und allein nur das Warten auf den Tod.

Auf einen fürchterlichen Tod, der in Etappen eintreten würde.

Zuerst würde die scharfe Schneide die Haut nur anritzen, bei der nächsten Schwingung war das Pendel schon tiefer gesackt. Dann würde es den Schnitt vergrößern, und die Wunde würde stärker

bluten. Damit aber nicht genug. Bei einer weiteren Bewegung würde das Pendel noch tiefer sinken und über die ersten Knochen sägen.

Dieser Gedanke war für Heinz Hollmann eine einzige Qual. Er kam damit nicht zurecht. Er glaubte schon, das Knacken der Knochen und das Reißen der Sehnen zu hören. Schreckliche Geräusche, die auch in seinem Kopf widerhallten.

Wann passierte es!

Wieder schwang das mörderische Steinpendel auf ihn zu. Diesmal von der linken Seite. Es schickte seinen Schatten voraus, dann aber kam es selbst, und Hollmann hielt für einen Moment den Atem an, weil etwas Kaltes über seine Brust wehte.

Es war noch nicht die erste Berührung, es war einzig und allein der Windzug, der die Bewegungen des Pendels begleitete und den Gefangenen so frieren ließ.

Wieder rauschte es über ihn hinweg, bis zu einem bestimmten Punkt, wo es wieder zur Ruhe kam.

Dann folgte die Gegenbewegung. Heinz Hollmann konnte nicht mehr hinschauen. Er wollte sich auch nicht von diesem geschliffenen Stein blenden lassen, denn immer wenn das Pendel dicht über ihn hinwegglitt, hatte er sich in dem geschliffenen und polierten Stein für einen kurzen Moment gesehen wie in einem Spiegel, als sollte ihm dieser Vorgang noch einmal klarmachen, wie schlimm es um ihn stand.

Die Chance zur Rettung war vorbei, vertan. Es gab sie nicht mehr, es hatte sie auch nie gegeben, alles war so gekommen, wie die Gegenseite es wollte.

Grauenhaft…

Wieder kam es.

Diesmal noch tiefer, denn der Ruck nach unten war auch vor der nächsten Bewegung nicht ausgeblieben.

Würde es jetzt…?

Nein, das geschah nicht. Noch gab es den winzigen Zwischenraum, noch wurde die Folter verlängert, aber sie würde nicht aufhören und ihn in den Tod reißen.

Schmerzen, sein Körper würde zersägt werden und…

Husch… husch …

Es glitt über ihn hinweg. Schwer, sehr schwer, nicht aufzuhalten.

Ebenso hätte man mit den bloßen Händen eine Lok aufhalten können.

Es kehrte zurück.

Sehr tief jetzt, so tief, daß sich Heinz Hollmann vor Furcht so flach wie möglich machte. Bauch und Brustkorb versuchte er einzuziehen.

Das Pendel huschte über ihn hinweg.

Ein kalter Windzug, aber er hatte auch die Berührung an seiner

nackten Brust gespürt.

Oder…?

Er hielt es nicht mehr aus.

Er schrie seine Todesangst hinaus!

***

Und genau diesen Schrei hatte ich gehört!

Man kann sagen, daß ich mich in gewissen Tonarten irgendwelcher Schreie auskenne. Ich wußte sofort, daß sich der Rufer in Lebensgefahr befand und er Todesangst hatte.

Die Treppe wurde für mich zu einem Hindernis. Ich konnte sie nicht schnell nach unten laufen, denn an der linken Seite war sie geländerlos, während sie sich rechts von mir gegen die alte Steinwand schmiegte. Dort hielt ich mich auch auf, als ich trotzdem drei Stufen auf einmal nahm, um so schnell wie möglich das Ende zu erreichen.

Der gräßliche Schrei war verklungen, doch in meinen Ohren echote er noch nach und war wie eine Peitsche, die mich vorantrieb.

Weiter, nur weiter…

Die letzten Stufen.

Ich sprang sie nach unten und kam mit beiden Füßen auf. Vor mir lag eine relativ große Halle, vergleichbar mit den Ausmaßen in einer Kirche.

Graue Wände, das Licht, das sich in der Halle verteilt hatte, das alles kam zusammen und bildete eine Szenerie, die leider nicht sofort zu durchschauen war. Husch… husch …

Die Geräusche irritierten mich. Links von mir waren sie aufgeklungen, und ich hatte auch das Gefühl, als würden sie über dem Boden schweben. Ich schaute hin und sah den Schatten.

Er bewegte sich durch die Luft. Er war vergleichbar mit einem Hammer, der von einer mächtigen Hand gehalten wurde.

Nein, kein Hammer schwang da.

Das war ein Pendel!

Ein gewaltiges Gebilde, möglicherweise aus Metall oder Stein bestehend. Die Form war außergewöhnlich, ähnelte einem Halbmond.

Das Pendel schwang von einer Seite zur anderen, genaueres konnte ich nicht erkennen, aber ich hatte den schrecklichen Schrei gehört und wußte, daß dieses mörderische Pendel sein Opfer gefunden hatte.

Es gab für mich nur den einen Weg, der mich auf das Pendel zuführte. Was ich tat, war gefährlich.

Geduckt hastete ich los. Das Jammern und Stöhnen der gequälten Kreatur wies mir die genaue Richtung.

HUSCH!

Wie ein mächtiger Todesbote wischte das Pendel an mir vorbei und schwang zur rechten Seite hin.

Mein Blick fiel nach vorn.
Ich sah den Tisch.
Und ich sah den Mann!

***

»John…«

Es hatte ein Schrei werden sollen, aber es wurde nicht mehr als ein schwacher, krächzender Ruf, in dem das Nichtbegreifen mitschwang, das Suko durchflutete.

Da war sein Freund nur wenige Schritte nach vorn gegangen, um die Schwelle zu überschreiten, aber er schien sie nicht gehört zu haben. Zumindest gab er keine Antwort. Er ging einfach weiter und drehte sich nicht mal um.

Als Suko es erneut versuchen wollte, legte ihm der Abbé eine Hand auf die Schulter. »Laß es sein, es hat wirklich keinen Sinn. John ist seinen Weg gegangen…«

»Aber er muß uns doch hören!«

Bloch hob die Schultern.

Suko wollte nicht so einfach passen. Bis zum Eingang des Castells waren es nicht mehr als zwei Schritte, die er rasch hinter sich gebracht hatte. Sie waren gemeinsam gekommen, und er wollte seinen Freund keinesfalls allein in diese andere Welt hineingehen lassen, die sicherlich voller Gefahren steckte.

»Nicht, Suko!«

Der Ruf erreichte ihn zwar, aber der Inspektor schaffte es nicht mehr, zu stoppen.

Dafür stoppte ihn der Eingang. Er prallte dagegen – vor ein NICHTS! Es gab kein Hindernis, und trotzdem kam der Inspektor nicht mehr weiter. Eine andere, fremde Kraft hielt ihn auf, drückte ihn, als wollte sie ihn zurückstoßen.

Ein Nichts und trotzdem eine Mauer!

Der Abbé hörte Sukos Fluch. Er sah, wie sich der Inspektor auf der Stelle drehte, ihn anschaute, und er sah auch den Schauer auf Sukos Gesicht.

»Es geht nicht«, flüsterte Suko. »Verdammt noch mal, es geht einfach nicht. Da ist ein Hindernis…«

»Nein, da ist nichts.«

»Doch, aber…«

»Es gibt keine Tür.«

Suko nickte. »Aber es gibt eine starke Kraft, die ähnlich wirkt wie eine Tür. Es gibt die verdammte Magie, die das Tor verschlossen hält. Sie ist vorhanden, sie hat es zugenagelt. Ich… ich … komme nicht durch.« Suko war aus dem Häuschen, wie jemand, der in diesem Moment die Welt nicht mehr begriff. »Man hat uns ausgeschlossen,

verstehst du, Abbé? Ausgeschlossen hat man uns.« Obwohl er nicht laut gesprochen hatte, warfen die Felsen seine Worte zurück.

Bloch nickte nur. Es war müßig, nach einer Erklärung zu suchen.

Er mußte sich mit den Tatsachen ebenso abfinden wie Suko, und das erklärte er dem Inspektor auch. »John hat das Kreuz. Wir haben nichts. Es hat ihm den Zugang zu dieser Welt geöffnet, das müssen wir hinnehmen.«

»Und wir sind raus, nicht?«

»Vorläufig zumindest.«

Suko wollte es nicht akzeptieren. Er starrte nach vorn. Er sah die Öffnung, aber er sah auch das graue Licht, das ihm jetzt vorkam wie eine Wand.

Er hob die Schultern.

»Akzeptiert?« fragte Bloch.

»Für eine Weile. Ich frage mich nur, auf wen John Sinclair dort treffen wird. Glaubst du an Amero?«

»Ja, er wird sich sein Castell auch weiterhin als Zuflucht ausgesucht haben. Du kennst doch die Kraft des Kreuzes. Sie ist stärker gewesen als diejenige, die den Eingang für uns verschließt. Das sollte uns schon Hoffnung geben.«

So ganz wollte Suko das nicht akzeptieren. »Es kann auch ein Trick gewesen sein.«

Bloch hob die Schultern.

»Okay, und was machen wir? Ein erneuter Versuch wird wohl keinen Sinn haben.«

Der Abbé nickte. »Das stimmt.«

»Hast du einen Vorschlag? Du kannst dir ja denken, daß ich nicht aufgeben werde.«

»Dann müssen wir halt abwarten.«

»Abwarten?« murmelte Suko.

»Ja, warum nicht?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob das gut ist.«

Der Abbé lächelte. »Es bleibt uns vorläufig nichts anderes übrig.«

Suko sah aus wie jemand, der das nicht akzeptieren wollte, schließlich tat er es mit einem verbissenen Nicken…

***

Harry Stahl sah das rote Blut fontänenartig aus dem Körper spritzen und gegen das mächtige Steinpendel regnen. Er sah zu, wie der Mann zerschnitten wurde, und er konnte sich jetzt auch vorstellen, welches Schicksal den anderen Verschwundenen widerfahren war.

Er zitterte.

Seine Hand rutschte über das Gesicht. So konnte er wieder klar sehen, denn das schreckliche Bild hatte er sich nur ausgemalt.

Hollmann lag noch immer auf der Steinplatte. Und das Pendel bewegte sich auch weiterhin über seinen Körper hinweg. Kein Blut quoll aus der Wunde, denn die scharfe Schneide des Steins hatte die blanke Haut bisher nicht einmal geritzt.

Aber es würde sehr bald geschehen. Es blieb einfach nicht aus, denn vor jedem weiteren Pendelschwung sackte der mächtige Halbmond aus Stein wieder tiefer.

Harry Stahl zitterte. Er kam mit diesem furchtbaren Bild nicht zurecht.

Er wußte auch nicht, wie es entstanden und ob es echt war. War es eine Halluzination? Trug er die Schuld daran? Waren seine Gedanken dermaßen intensiv und stark, daß sie selbst dieses verdammte Bild hatten erschaffen können?

Nichts, aber auch gar nichts traf zu, zumindest konnte er es sich nicht vorstellen. Hier war alles anders gelaufen. Er befand sich in einem Gefängnis, er steckte fest, andere Mächte hatten die Kontrolle übernommen, und sie zeigten ihm einen Film, was mit Hollmann geschehen war. War es tatsächlich ein Film? Die Gedanken des Agenten hakten genau bei diesem Punkt ein. Ja, sie ließen einen Film ablaufen. Und diejenigen, denen dieses Psycho-Haus gehörte, mußten mit dem Grauen unter einer Decke stecken. Wahrscheinlich trugen sie sogar die Schuld daran. Was dort ablief, entsprach sicherlich den Tatsachen. Man hatte Heinz Hollmann, und man hatte seinen Tod gefilmt, all die Qualen seiner letzten Minuten und Sekunden, um diesen Film den Besuchern zeigen zu können.

Das wäre eine Möglichkeit gewesen, doch hundertprozentig davon überzeugt war Harry Stahl nicht. So etwas zu drehen und es anderen zu zeigen, widersprach jeglicher Moral und Ethik, abgesehen davon hätte es sich sehr schnell herumgesprochen, denn Filme dieser Art waren zum Glück verboten. Die Polizei wäre erschienen und hätte das Psycho-Haus geschlossen. Das also konnte es auch nicht sein.

Was dann?

Doch die Wirklichkeit?

Als sich Harry intensiver mit diesem Gedanken beschäftigte, fing, er an zu zittern. So stark, daß er sich sogar auf die Unterlippe biß und Blut schmeckte.

In den letzten Sekunden war der Schweiß aus seinen Poren gedrungen, und er kam sich nicht vor wie in einem Verlies, sondern wie in einer Sauna. Alles klebte an seinem Körper, er ballte die Hände zu Fäusten und merkte, daß sie glitschig geworden waren.

»Okay, okay«, sprach Harry zu sich selbst. »Es ist also kein Film, es findet in Wirklichkeit statt, was man mir da zeigt. Man hat Heinz Hollmann geholt, und man will ihn töten. Wenn er nicht mehr lebt, wird man sich um ein anderes Opfer kümmern.«

Wer wird das sein? Ich?

Die Frage stellte sich automatisch, und er konnte sich auch vorstellen, daß er an die Reihe kam.

Harry schaffte es, sich selbst zur Ruhe zu zwingen. Er blieb vor dem Bild stehen und konzentrierte sich mehr auf den Hintergrund, weil er sich auch mit der Umgebung vertraut machen wollte. Viel war für ihn nicht zu erkennen, denn das Gewölbe, in dem sich Hollmann befand, wurde nicht eben durch Scheinwerfer erhellt. Zwar floß ein gewisser Lichtstrom über die Wände hinweg, doch der war mehr als schwach.

Das konnte auch nicht normal sein.

Er trat einen Schritt näher an das Bild heran. So konnte er Hollmann besser sehen. Der Mann lag mit dem Kopf an einem Ende dieser Steinplatte, und sein Gesicht spiegelte den Schrecken wider, den er empfand.

Dieser Mensch hatte Todesangst.

Sein Mund zuckte. Er öffnete sich so weit wie möglich, und Harry konnte sich vorstellen, daß er jetzt einen Schrei ausstieß, denn seine verdrehten Augen waren auf das Pendel gerichtet, das wieder ein Stück tiefer gesackt war.

Noch drei, vier Schwingungen, dann war es vorbei. Dann starb dieser Mann unter Höllenqualen.

Harry stöhnte auf.

Er hätte so gern geholfen, er schaffte es nicht. Er war eingesperrt in diesem Loch, und es war auch eine Kraft da, die ihn einfach zwang, hinzuschauen.

Ja, Hollmann schrie!

Der Schrei war laut, furchtbar und wollte kaum enden. Er mußte als frenetisches Echo an den kahlen Wänden entlangwischen, aber er hatte auch einen Erfolg gezeigt.

Schon längst war dem entfernt stehenden Beobachter die Treppe im Hintergrund des Gewölbes aufgefallen. Und über ihre Stufen hinweg bewegte sich jemand nach unten.

Es war eine menschliche Gestalt, ein Mann…

Plötzlich fieberte Harry Stahl noch stärker mit. Er dachte jetzt wieder an einen Film, der gezeigt wurde, wo im letzten Augenblick der Retter erschien.

Aber ein Film mit Heinz Hollmann?

Da stimmte etwas nicht, dessen war er sich sicher. Die Dinge mußten einfach anders liegen, als er angenommen hatte. Irgend etwas paßte da nicht zusammen, obwohl sich der die Treppe herabeilende Mann so bewegte, als wäre er gekommen, um den anderen zu retten.

Er blieb stehen und orientierte sich.

Er sah das Schreckliche.

Dann lief er vor.

Im selben Augenblick erbleichte Harry Stahl. Der Mann hatte bei seinen ersten Schritten den Eindruck hinterlassen, als wollte er direkt aus dem Bild rennen und in das Verlies des Psycho-Hauses hineinspringen. Aber das tat er nicht, denn er blieb stehen, und Harry konnte direkt in sein Gesicht schauen.

Gott, er kannte den Mann. Er kannte ihn sogar gut. Es war sein englischer Freund John Sinclair.

Und da wußte er, daß er keinen Film erlebte!

***

Noch war der Mann von diesem mörderischen Pendel nicht erwischt worden, das hatte ich gesehen. Nicht der kleinste Blutstropfen malte sich auf seiner Brust ab. Die scharfe, halbrunde Klinge war bisher immer über den Körper hinweggeglitten.

Husch… husch …

Jetzt wußte ich auch, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte. Das Pendel hatte es hinterlassen, wenn es die Luft durchschnitt, und auch über den Körper des gequälten Mannes würde der Wind hinwegstreifen.

Das Pendel mußte gestoppt werden. Aber wie sollte ich es schaffen?

Hätte ich einige Minuten gehabt, wäre mir vielleicht eine Möglichkeit eingefallen. Wie es aussah, blieben mir jedoch nur Sekunden.

Ich wußte nicht mal, ob mich der Mann auf der Steinplatte gesehen hatte. Es war mir auch egal. Irgendwie mußte es mir gelingen, ihn von der Platte wegzubekommen, denn gegen die Kraft und den Schwung des Pendels kam ich bestimmt nicht an.

Wieder huschte es vorbei.

Ich hatte Platz.

Geduckt lief ich auf diesen schrecklichen Altar zu und wandte mich dorthin, wo die Hände des Verzweifelten in diesen verfluchten Klammern steckten.

Da war nichts zu machen.

Ich bekam sie nicht los. Die Ringe bestanden ebenso aus Metall wie die Ketten, die an ihnen befestigt waren und unter dem Foltertisch verschwanden.

Der Tisch, das war es!

Himmel, die einzige Chance!

Wegrücken, umkippen, wie auch immer, wobei ich hoffte, daß er nicht am Boden befestigt war.

Das Pendel!

Vielleicht warnte mich der krächzende Schrei des Mannes, jedenfalls tauchte ich weg und bekam einen leichten Schock, als der schwere, geschliffene Halbmond hautnah über meinen Kopf hinwegwischte.

Das Pendel schwang so dicht über die blanke Brust des Mannes, daß kaum ein Blatt Papier dazwischen gepaßt hätte. Beim nächsten Angriff des Pendels war es um den Mann geschehen. Dann gab es keine Rettung mehr.

Ich kroch unter den Tisch.

Verdammt, er bestand aus purem Stein! Er war schwer, wie schwer, wußte ich nicht, als ich mich gegen ihn stemmte, die Hacken gegen den Boden drückte, um so Halt zu haben. Er stand nicht auf vier Füßen, sondern auf einem einzigen Steinfuß in der Mitte, der ähnlich geschwungen war wie eine Blumenvase.

Da mußte ich ansetzen.

Ich hörte mich keuchen, mich schreien. Ich drückte den Rücken gegen den Fuß, und die Härte des Steins drückte zurück, so daß ich mir vorkam, als wäre jemand dabei, mir die Knochen zu brechen.

Beweg dich! Beweg dich!

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken!

Ich setzte alles ein!

Ruckte der Tisch? War es Einbildung? Hatte ich es tatsächlich geschafft, diesen verfluchten Opferaltar ein wenig zur Seite zu schieben?

Noch einmal.

Und dann hörte ich den Schrei!

Nicht sehr schrill, eher ein Jammern, wie bei einer Kreatur, der etwas Böses angetan worden war.

Ich konnte mir vorstellen, was geschehen war, und ich sah auch gleichzeitig ein, daß es mir nicht mehr gelingen würde, diesen steinernen Opfertisch zur Seite zu schieben.

Ich war nicht Herkules und auch nicht Arnold Schwarzenegger.

Meine Kräfte waren die eines Durchschnittsbürgers.

Ich kroch unter dem Tisch hervor, hielt das Pendel im Blick, um ihm entwischen zu können.

Wieder schwang es zurück.

Der nächste Schrei!

Dann stand ich neben dem Tisch!

Was ich in den nächsten Sekunden alles wahrnahm, war schlimm. Auf dem Tisch lag der halbnackte Mann. Das Pendel hatte ihn bereits erwischt und seine Haut geritzt, denn auf der Brust zeichnete sich ein schmaler roter Streifen ab.

Auch beim zweitenmal war er schon getroffen worden, da hatte er sich aber gedreht gehabt, um der höllischen Schneide entwischen zu können. Sie hatte ihn trotzdem an der Schulter erwischt, und noch immer lag er in derselben Haltung, wobei die Beine über den rechten Rand des Tisches hinweg nach unten hingen.

Das Pendel kehrte zurück.

Es war wieder tiefer gesackt, es würde die Wunde vergrößern!

Ich handelte.

Mit einem Sprung hatte ich den Tisch erreicht. Ich mußte den Mann noch einmal leiden lassen, und der schwere Gegenstand wischte auch über den Tischrand hinweg, erreichte den Körper, schnitt in seine Schulter.

Der Mann stöhnte und zuckte zugleich.

Ich aber stieß mich ab.

Wie ein Artist gegen seine schwankende Leiter, so sprang ich auf das Pendel zu. Ich hatte mich dabei nur auf die Stange konzentriert.

Das Glück war mir hold. Ich kriegte sie tatsächlich mit beiden Händen zu fassen, klammerte mich fest und zog gleichzeitig die Beine hoch, um mich mit den Füßen auf der Oberseite des halbmondförmigen Pendels abzustützen.

Das gelang.

Das mörderische Pendel riß mich mit nach vorn. Es hatte mich als Beute akzeptiert, was mir auch nichts ausmachte. Ich wollte nur den Mechanismus finden, der sich über mir befinden mußte, um das verdammte Ding zu stoppen.

Wie wir es früher als Kinder in der Schule getan hatten, so kletterte ich an der Stange hoch und der Decke entgegen, wo es ziemlich düster war, wo sich allerdings auch etwas bewegte.

Es folgte der Ruck!

Das Pendel sackte tiefer.

Danach kam der Gegenschwung.

Stoppen konnte ich ihn nicht mehr. Der Mann würde den vierten Schnitt erleiden.

Wieviel hielt er aus?

Ich machte mir darüber keine Gedanken mehr. Sie lenkten mich einfach zu stark ab, und so schnell wie möglich kletterte ich in die Höhe, der Mechanik entgegen…

***

Das halte ich nicht aus! Das ist der nackte Wahnsinn! Das ist das Grauen pur! So etwas darf es einfach nicht geben! Die Gedanken überschlugen sich in Harrys Kopf. Er war gezwungen, zuzuschauen, er konnte nicht wegsehen, auch wenn er es gewollt hätte. Das war einfach nicht möglich. Vor ihm zeichnete sich die Faszination des Schreckens ab, und er war Zeuge, wie ein Mann versuchte, diese Schrecken zu stoppen, bevor dieser ein weiteres Opfer zu sich holen konnte.

Eben John Sinclair!

Harry, der Zuschauer, drückte ihm die Daumen. Er schüttelte sogar den Kopf, er nickte ihm zu. Er tat alles, er feuerte ihn auch an, aber er

konnte John nicht helfen.

Den Tisch hatte er nicht umstoßen können. Zwar sprudelte kein Blut aus den Wunden des Gefesselten, aber selbst Harry sah die roten Streifen auf der Brust und auch am rechten Oberarm. Der Mann hatte sich in seiner Verzweiflung über seinen Sterbeplatz hinweggewälzt, um ein so kleines Ziel wie möglich zu bieten, aber er konnte dem mörderischen Pendel nicht entwischen.

Es war schneller, es war genau eingestellt, es würde ihn immer erwischen, egal, wo er lag.

John versuchte jetzt alles. Er griff buchstäblich zum letzten Mittel, als er auf den Tisch kletterte, sich abstieß und sich an der Pendelstange festklammerte.

»O je, gütiger Himmel…« Nur mehr Gestammel drang aus dem Mund des fernen Zuschauers.

Harry Stahl dachte an gar nichts mehr. Er stand in seinem Verlies, er schwitzte, die Furcht hatte ihn starr werden lassen. Sein Gesicht war nur mehr eine einzige Maske, und der Ausdruck unterschied sich kaum von dem des Gefolterten.

Er hörte sich flüstern, aber er konnte nicht einmal sagen, welchen Namen er aussprach.

Etwas knurrte hinter ihm.

Harry achtete nicht darauf. Er sah die Gestalt nicht, die das Verlies betreten hatte und sich geräuschlos auf Harry Stahl zubewegte.

Das Gesicht des neu Eingetretenen verzog sich zu einem bösen Grinsen. Er bewegte die Nase, als wollte er schnuppern und zugleich den Geruch eines Menschen und den des Todes wahrnehmen.

Dann blieb er stehen.

»He!« Sein Ruf war nur ein Zischen.

Harry reagierte nicht. Er schaute John Sinclair zu, wie der an der Pendelstange hochkletterte, um zu versuchen, dieses tödliche Gerät zu stoppen.

Der andere Mann ärgerte sich, weil Harry nicht reagierte. Er streckte den Arm aus und tippte Stahl auf die Schulter.

Genau diese Berührung riß Harry Stahl aus seiner Starre heraus.

Ihm kam es vor, als hätte sich in seinem Kopf eine Alarmglocke gemeldet. Er drehte sich sehr schnell um und kam sich in seinen Bewegungen doch irgendwie behindert vor, weil er noch zu sehr unter den Eindrücken des Gesehenen stand.

Der Kerl aus dem Vorraum grinste ihn an. Sein Gesicht und seine Augen zeigten einen bösen Ausdruck, und Harry überriß im Moment nicht, was er von ihm wollte.

Helfen?

Ja, wenn jemand noch eingreifen konnte, dann einer aus dem Psycho-Haus. Es gab sicherlich eine Verbindung zwischen den beiden

unterschiedlichen Welten.

Harry holte Luft und sprach dann. »Hören Sie, Meister…«

Der Meister hörte nichts. Oder anders, als Harry es sich vorgestellt hatte. Der Kerl hob die Hände an, zwischen denen sich eine mit spitzen Zinken bestückte Würgeschlinge spannte…

ENDE des ersten Teils